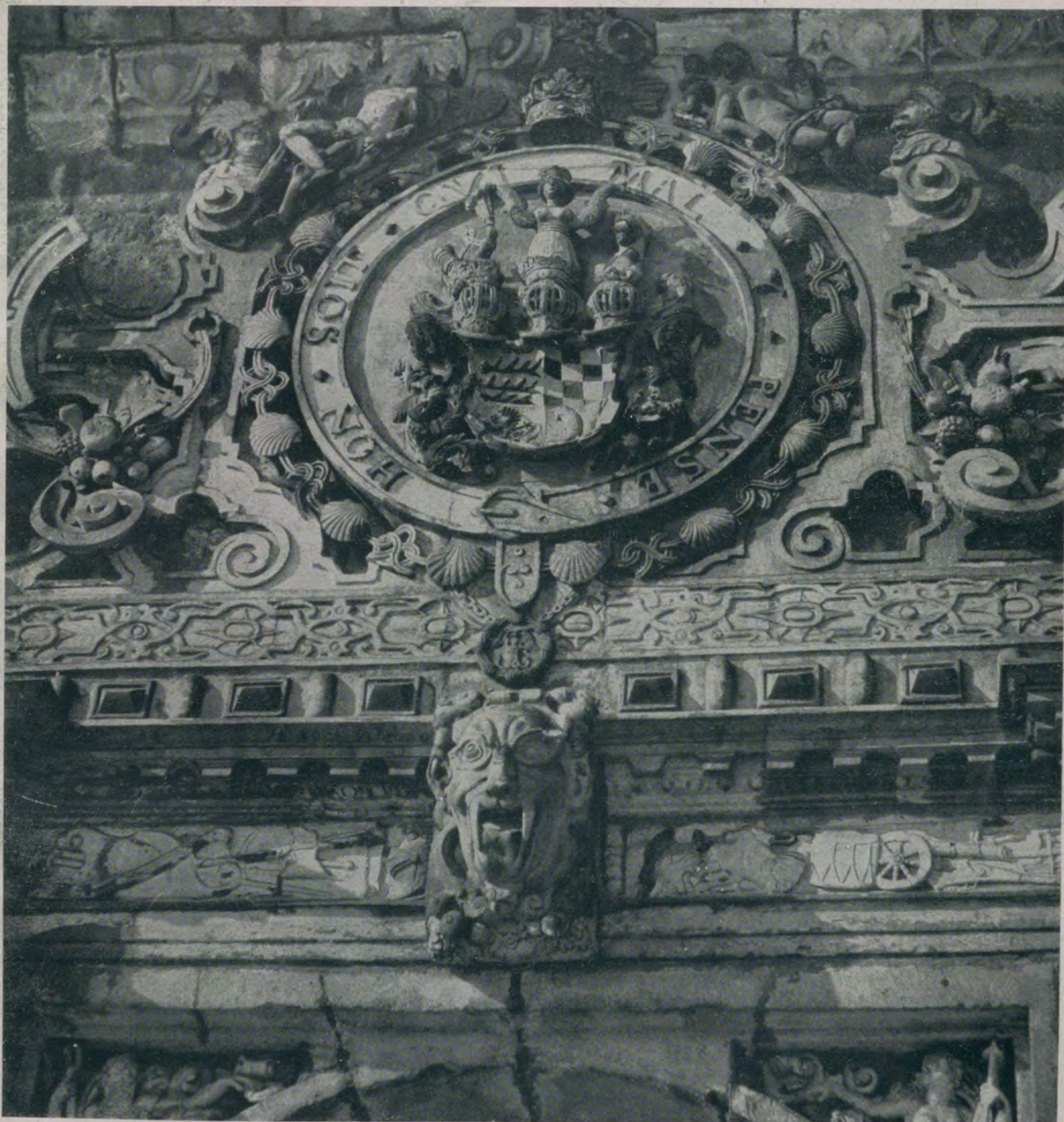


SCHWÄBISCHE HEIMAT



HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1950 HEFT

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1950

1. Jahrgang

Zweites Heft

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÜLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

HERMANN GRETSCH

für Architektur, Industrie, Handwerk

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird nur an dessen Mitglieder geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuches“.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 12 zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag Eugen Wahl, Stuttgart, Urbanstraße 35; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Motiv vom Eingangstor am Tübinger Schloß. Aufnahme Windstoßer-Stuttgart / 4. Umschlagseite: Vorfrühling am Rande der Schwäbischen Alb. Aufnahme Gabriele Christ.

INHALT

Die Mutter. *Erzählung von Hans Reyhing* 49

Frühlingsnacht. *Gedicht von Ulrich Binder* 51

Der Dinkel, das schwäbische Korn.

Von Friedrich Heinz Schmidt 52

Zum politischen Kräftespiel in württembergisch Franken seit Beginn der Neuzeit. *Von Ilse Klaß* 58

Was eine hohenlohische Dorfkirche erzählen kann ... *Von Rudolf Schlauch* 63

Solitude und Hohenheim.

Von Werner Fleischhauer 67

Vom Stand des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart.

Von Ernst Schüz 73

Für Heinrich Lilienfein. *Von Fritz Martini* 81

Um Stuttgarts Kleinod. *Von Otto Feucht* 84

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde 87

Über das Stadtarchiv und die Reutlinger Geschichtsquellen. *Von Johann-Jakob Sommer* 89

Buchbesprechungen 91

Raichle-Herrmann, Das Ulmer Münster
/ Eduard Mörikes Werke

Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes 92

Professor Felix Schuster † / Abbruch
des Kronprinzenpalais? / Veranstaltungen
im Januar und Februar / Vorschau
auf Fahrten und Führungen im Sommer-
halbjahr 1950 / Kreistagungen und
Ausstellungen im April und Mai / Be-
gleichung der Mitgliedsbeiträge

Die Mutter

Erzählung von Hans Reyhing

Gebhard Buck entstammte einer konfessionell gemischten Ehe, in der nach vielfach üblicher Vereinbarung die Söhne der Konfession des Vaters, die Töchter derjenigen der Mutter angehören sollen. Der Familie wurden jedoch nur Söhne geschenkt, und die Mutter fühlte sich mit zunehmendem Alter immer mehr bedrückt, daß keines der Kinder ihrer Konfession angehörte. So dringt sie in Gebhard, er möchte ein Mädchen ihres Glaubens ehelichen. Aber das Schicksal führt den Sohn andere Wege. – Eines Sonntags nun macht er in Gesellschaft einiger Freunde, unter ihnen der Steinmetz Klaus Baldauf, mit dem Mädchen, dem er sich versprochen hat, einen Ausflug nach Blaubeuren. Unterwegs schließen sich jüngere Wanderer an und bitten in Blaubeuren mit Gebhard und seinen Freunden das dortige Kloster besuchen zu dürfen.

„Jetzt suchen wir den Hochaltar auf!“ gab Gebhard die Losung. Hermine ging ihm zur Seite, die andern schlossen sich in lockeren Gruppen an.

Eben schritten Frauen, die wohl bei der Gottesmutter dieses Hochaltars ihre Andacht verrichtet hatten, aus dem Tor des alten Klostergebäudes, und ihnen beugend, traten die jungen Leute in den Hof. In den Räumen, wo ehemals die Benediktiner gebetet und gefastet hatten, lebten und studierten jetzt junge Menschen und bereiteten sich für Beruf und Leben vor. Den Hof, den ehemals nur Klosterangehörige begangen hatten, durchschritten jetzt nicht nur – einmal im Jahr – die paar Frauen von da- und dorthier zur Andacht vor dem Hochaltar, sondern unzählige Wanderer nahmen das geruh-same Bild des alten Klosterbaues in sich auf und wallfahrten gleichsam auch zum Hochaltar. Im un-übersichtbaren Jahreszuge der Besucher schritten nun auch Gebhard und seine Wandergefährten.

Aus dem Kreuzgang des Klosters traten sie in den Chor, der von der ehemaligen Kirche durch eine Zwischenwand getrennt war. Still und gesammelt standen sie in dem erhabenen Raum. Den Wänden seiner vorderen Hälfte entlang lief das dunkle Chorgestühl, in der anderen, vor seinem Abschluß-rund, erhob sich das köstliche Holzbildwerk des

Hochaltars. Seine Doppelflügel waren heute zurückgeschlagen, und aufgefaltet stand das edle Bilderbuch in seiner unversehrten Farben- und Figurenfülle vor ihnen. Hoch über dem Raum wölbte sich, von hohen Wänden mit schlanken, in sie eingelassenen Rundsäulen emporgehoben und durch schmale, zu gemeinsamem Dienst zusammenlaufende Rippen gehalten und den Augen der im Schauen Versunkenen fast entschwebend, die Decke, deren feine Bemalung, zartes Blattwerk, anmutete, als stünde man in einem Waldesdom, der von schlanken, hohen Stämmen getragen würde und in Himmelslicht und Himmelsbläue hineinwüchse.

Jetzt schritten die Besucher die Stufen des Chores hinauf vor den Hochaltar hin, die Blicke dem Schrein entgegengewandt, in dessen Mitte sich die Gestalt der gekrönten Maria unter hohem goldenem Baldachin erhob, im Geleit von vier anderen Heiligenfiguren, alle auch unter goldenen, mit feinstem gotischem Schnitzwerk – fast wie Filigrangeflecht – verzierten Baldachinen.

Das ruhige Zusammenspiel der hier vor ihren Augen aufgerichteten Gestalten, ihre Haltung und Gebärden, ihre ausdrucksvollen Mienen, die alle eine Verkündigung auf den Lippen zu tragen schienen, der Faltenwurf ihrer Gewänder, der Reichtum, die Farbenfülle und die Erzählungen der Tafelbilder nahmen die Beschauer so ein, daß sie kein Wort fanden und auch nicht bemerkten, wie noch einige Frauen in den Raum eintraten und sich stumm und bescheiden in den der Türöffnung zunächst gelegenen Sitzen des Chorgestühls niederließen.

Manche der vor dem Hochaltar in Betrachtung Versunkenen, die wohl das Bedeutende und Einprägsame in der Sprache dieser Gestalten und Bilder fühlten, aber auch etwas Fernes, jedenfalls ihnen völlig Neues, namentlich die Jüngsten unter ihnen, wurden ein wenig beklommen. Sie hatten das Gefühl, auf das, was hier zu ihnen sprach, nicht die rechte Antwort zu wissen. Ihrer einer fragte nun, zu Klaus und Gebhard gewandt, ob nicht einer der beiden etwas über den Altar sagen könnte.

Keinem, auch den beiden nicht, war es in diesem Augenblick darnach, aus der Gemeinschaft der

stummen Betrachter herauszutreten. Aber sie fühlten doch, wie es notwendig war, hier gewissermaßen eine Brücke über die Jahrhunderte zu schlagen, daß das Edelgut der besten vergangenen Zeiten zum Wort käme.

„Willst du nicht ein paar Worte sagen?“ wandte sich Gebhard an Klaus, den Steinmetzen. „Das ist deine Sache.“

„Wenn es nicht auch die deine ist“, entgegnete Klaus vielsagend und blickte auf Hermine. „Aber ich will's versuchen“, und er begann behutsam: „Wir spüren alle, daß die deutschen Meister, die vor vierhundert Jahren diese Gestalten und Bilder schufen, ganz dem Inwendigen zugekehrt, ihnen aus ihrer Seele heraus einen besonderen Ausdruck verliehen haben; wir finden in allen jene herzerührende Gemütsiefe, jene innige Hingabe, jene dem deutschen Menschen eigene Gläubigkeit, mit der sie den Dingen gegenübertraten, die ihrer Zeit groß und wichtig waren und ganz im Mittelpunkt des Lebens und Denkens ihrer Zeit standen. Es ist die Heilslehre, wie sie in der Bibel steht, wie sie in Legenden und in Lehren und durch Lehrer jener Zeit, da diese Meister schufen, Ergänzung und Deutung gefunden haben, auch in manchen zeitgebundenen Glaubenssätzen und Formen, die heute für manche in einem anderen Lichte stehen. Aber gleich geblieben ist die Bereitschaft zur Hingabe an eine Sache, die im Herzen brennt, gleich geblieben die deutsche Gläubigkeit als die große Bejahung aller guten, bauenden Kräfte, gleich geblieben das Vertrauen auf das wirkende Gute in der Welt und auf seinen letzten Sieg. Die Künstler von heute entnehmen die Gegenstände ihrer Darstellungen auch weltlichen Lebensgebieten, und ihre Form des Ausdrucks ist anders; aber auch ihre Darstellung, wenn sie Kunst ist, steigt ebenso aus der Tiefe der Seele.“

„Wenn die Maler von heute Mutter und Kind darstellen“, versuchte Hermine ein wenig zaghaft einzuwerfen, „so zeigen sie allermeist die Mutter sitzend, ihr schützender Arm umschlingt das Kind innig und birgt es an ihrem Herzen.“

Klaus nickte Zustimmung. „Das ist richtig“, bejahte er. „Diese Mutter Maria hier, die von Engeln gekrönt wird, bietet nach kirchlicher Lehre ihren Sohn der Welt als göttliches Kind, was wir Heutigen wohl verstehen; denn es bietet jede Mutter das ihrige, letztlich doch aus dem göttlichen Urgrund aller Dinge gestiegene, ebenfalls ihrer Familie, ihrer Gemeinde, ihrem Volk dar, in dem sie sich selbst und die Ihren beschlossen weiß. Und beglückt uns Menschen von heute nicht ebenso das Menschlich-

Mütterliche – er wies mit einer leichten Handbewegung auf die Muttergottes des Altars – das der Maler den Müttern seiner Zeit abgelascht hat und das er die Sprache des Zeitlosen sprechen läßt... Sehet einmal diese Maria an. Es ist der ruhige Adel und die stille Schönheit des Gesichts, das uns anzieht und in dem Gedanken beglückt, daß ihr Ebenbild vielleicht einmal durch die Gassen von Ulm oder Blaubeuren gewandelt sein könnte, und wir wünschen uns vielleicht im geheimen, unsere Schwester möchte auch so aussehen oder diejenige, die einmal als Frau und Mutter an unserer Seite geht, oder schließlich alle Frauen, die einmal Mütter werden wollen.“

Klaus schwieg jetzt. Nun drängte es Gebhard zum Sprechen. „Aber, ihr Freunde“, begann er, „was hat wohl die Jahrhunderte hindurch Frauen und Mütter andächtig und gläubig hierher geführt? Es waren gewiß auch Nöte um ihre Kinder. Es kommen, wie wir gesehen haben, auch heute noch viele. Könnten wir uns dem verschließen, wenn solch eine Mutter ihrer Seele Not und ihres Herzens heiße Bitten hierhertrüge, vielleicht auch die brennende Sorge um ihren Sohn, der vielleicht andere Wege geht als sie?“

In diesem Augenblick hörte man von dem Chorgestühl neben dem Eingang ein ganz leises Geräusch, als hätte sich jemand ein wenig auf seinem Sitz gerührt. Wäre es in dem Raum nicht so feierstill gewesen, so hätte es niemand vernommen. Die Kameraden Gebhards, die ganz in die Betrachtung der Maria versunken waren und fühlten, daß er sich zu einer Weiterführung sammelte, gaben jedoch auf das unerhebliche Geräusch nicht acht, auch Gebhard nicht, der den Blick auf den Hochaltar gerichtet behielt. Nur einer, der am weitesten rückwärts stand, wandte sich langsam um und bemerkte die sitzenden Frauen, die nach den jungen Leuten leise eingetreten waren, sah auch, wie eine von ihnen jetzt Tränen in den Augen hatte.

Gebhard wies jetzt noch einmal mit einer leichten Handbewegung auf die Maria und sprach: „Es ist, das möchte ich noch sagen, nicht allein der Adel und die Anmut dieser Frauengestalt, was uns schweigen macht, sondern eben die ergreifende Innigkeit ihrer mütterlichen Seele, der stille Ernst, die leise Sorge um das ihr anvertraute Kind, um alle ihre Lieben, die sie zu betreuen hat und deren eines vielleicht ferne von ihr ist, vielleicht auch – seht ihr nicht die ein wenig tiefer als sonst über die Augen fallenden Lider, den in die Ferne eintauchenden Blick, den leise um ihren Mund spielenden

Kummer – vielleicht auch Sorge schließlich um alles Unbehütete und Hilfsbedürftige in der Welt, denn sehet, ein Mutterherz ist unausschöpfbar: das alles sagt uns dieses Gesicht, vor dem wir uns neigen.“

Nun war tiefste Stille in der Gruppe der jungen Leute. Der feierliche Raum war erfüllt von dem Unsagbaren, das in besonderen Augenblicken zwischen Menschen, deren Gedanken und Wünsche mit geheimnisvoller Kraft einer ihnen gemeinsamen Sache entgegengetragen werden, geheimnisvoll zu weben scheint. Gebhard umfing noch einmal das ganze Kunstwerk; ein letzter Blick tauchte noch in das edle Gesicht der Maria, dann faßte er Hermine unter dem Arm und wandte sich langsam zum Gehen.

„Das Bild der Maria möchte ich kaufen“, sagte in einem warmen Eifer einer der Jüngsten, „und meiner Mutter senden!“

„Ich auch! Ich auch!“ sprachen andere.

Gebhard nickte. „Ein guter Gedanke! Die Mütter sollen sehen, daß wir ihrer gedenken, weil ja ihnen keine Stunde vergeht, in der sie nicht unser gedenken“, sagte er mit tiefem Ernst.

Unterdessen war er mit seinen Begleitern der Türöffnung nahe gekommen und nur noch wenige Schritte von ihr entfernt. Da entdeckte er plötzlich die Frauen in ihren dunkelgetönten Kleidern, den Rosenkranz in der Hand, im schweren Chorgestühl sitzen . . . und unter ihnen – seine Mutter!

Er hielt jäh inne. „Mutter!“ rief er aus. Die Mutter, die alles, was Gebhard gesagt, gehört und in ihre Seele hineingetrunkener hatte, erhob sich langsam. Ihr Gesicht aber erwärmte eine stille Zuversicht. Und ein Licht strahlte aus ihm, als wäre der Brunnen der Mutterliebe neu in ihr aufgebrochen. „Gebhard!“ sagte sie liebevoll und reichte dem Sohne die Hand.

Die anderen hatten auch innegehalten und hingen mit ihren Blicken an der unerwarteten Begegnung. Sie mochten aber wohl den Eindruck haben, daß mit ihr etwas Außergewöhnliches geschähe, dessen voller Auswirkung sie nicht im Wege stehen wollten. So traten sie, geführt von Klaus, schweigend aus dem Chorraum.

Gebhard hatte Hermine wieder am Arm gefaßt und sagte mit freudigem Beben in der Stimme zu der Mutter: „Und das ist Hermine, meine Braut!“

„Grüß dich Gott, Mädle!“ sprach voll Innigkeit die Mutter und faßte beglückt die Hände der beiden.

Ehe sie mit ihnen aus dem Raum trat, wandte sie sich noch einmal zum Hochaltar und bekreuzte sich still. Dann kehrte sie mit dem Blick zu dem Paare zurück, und die unergründliche Liebe, die aus ihren Augen sprach, segnete Leben und Zukunft des jungen Paares.

(Aus dem noch unveröffentlichten schwäbischen Wander- und Landschaftsroman „D' Stund bringt 's End“.)

Frühlingsnacht

Welch ein heimlich Weben

Füllet rings die Nacht!

Lauter Blüten schweben

Auf die Erde sacht.

Wie aus weiter Ferne

Weht ein Frühlingshauch,

Und das Licht der Sterne

Rinnt durch Busch und Strauch.

In den jungen Zweigen

Rührt sich's wie im Traum,

Und die Quellen steigen

Still, man hört es kaum.

Ulrich Binder

Der Dinkel, das schwäbische Korn

Von Friedrich Heinz Schmidt

Zu den in Deutschland allgemein bekannten Getreidesorten des Roggens, des Weizens, der Gerste und des Hafers tritt im schwäbisch-alemannischen Raum eine besondere, der Dinkel. Dieser ist eine Weizenart, die dem Urweizen wesentlich näher steht als die sonst heute gebräuchlichen, weswegen er im Getreidebau eine Sonderstellung einnimmt. Robert Gradmann¹ gibt eine genaue Einordnung des Dinkels in den botanischen Formenkreis und stellt gegenüber:

a) Echter Weizen (*Triticum tenax*) und b) Spelzweizen. Als äußere Merkmalsunterschiede sind festzustellen: a) beim „echten Weizen“ (sonst einfach, wie allgemein üblich, „Weizen“ genannt) ist die Fruchtstandsachse zäh, die Körner lösen sich beim Dreschen aus den Hülzen (Spelzen); b) beim „Spelzweizen“ ist die Fruchtstandsachse zerbrechlich, die Körner bleiben beim Dreschen in die Spelzen eingeschlossen. Unter der Bezeichnung „Spelzweizen“ werden die Ab- oder Unterarten *Dinkel*, auch Spelz, Spelt, Fesen genannt (*Triticum spelta*), *Emmer* (*Triticum dicoccum*) und *Einkorn* (*Triticum monococcum*) zusammengefaßt.

Gradmann stellte an Hand umfangreichen Materials und eingehender Untersuchungen fest, daß eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Siedlungsraum der Alemannen und der Verbreitung des Dinkelanbaus besteht:

„In einem Gebiet, das ganz Schwaben, auch das bayerische Schwaben bis zum Lech, außerdem die südliche Rheinebene, die deutsche Schweiz und Vorarlberg umfaßt, war diese Getreideart bis vor kurzem die meistgebaute Winterfrucht und Hauptbrotfrucht; im größten Teil dieses Gebietes ist sie es noch heute ... Wie leicht zu sehen und längst bemerkt, hat das süddeutsche Verbreitungsgebiet dieser merkwürdigen Getreideart auffallende Ähnlichkeit mit dem Siedlungsgebiet des schwäbisch-alemannischen Stammes. Im Osten, Süden und Westen stimmen die Grenzen fast genau überein; nach Norden und Nordosten geht das Anbauggebiet noch etwas über die Nordgrenze des alten Herzogtums Schwaben hinaus, löst sich aber dann auf fränkischem Gebiet bald auf. Im großen gebaut wird die Frucht sonst nur in der Eifel und in den belgischen Ardennen, im übrigen Deutschland nur selten und nur im kleinen; in den meisten Teilen Deutschlands ist sie gänzlich unbekannt ... Der

Dinkel ist demnach ein sehr altes Sondergut des schwäbisch-alemannischen Stammes.“²

Seit Gradmann seine erste Abhandlung über den Dinkel brachte, ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Inzwischen hat sich der von ihm schon beobachtete Rückgang des Dinkelbaus verstärkt, inzwischen hat sich aber auch durch die Erhebungen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ in den dreißiger Jahren neues Material hinzugesellt, das eine neuerliche Behandlung des Themas rechtfertigt. Gradmann bringt eine aufschlußreiche Karte, die die Verbreitung des Dinkelanbaus in Süddeutschland um die Jahrhundertwende und die Nachweise mittelalterlichen Vorkommens des Dinkels darstellt. Der besseren Vergleichsmöglichkeiten mit den folgenden Karten wegen ist hier diese Karte Gradmanns in zwei Sonderkarten zerlegt, von denen die eine lediglich die Orte mit nachweisbarem Dinkelanbau im Mittelalter im südwestdeutschen Raum zeigt, die andere das südwestdeutsche Dinkelgebiet um 1900.

Auf der Karte des Dinkelanbaus im Mittelalter (Karte 1) läßt sich schon die Wechselbeziehung zwischen schwäbisch-alemannischem Siedlungsraum und Verbreitung des Dinkels klar erkennen. Die Kerngebiete früher alemannischer Siedlung enthalten auch die häufigsten mittelalterlichen Angaben über den Dinkel. Insonderheit häufen sich die Nachweise des Dinkelvorkommens im Mittelalter in den alemannisch besiedelten Teilen der Schweiz und Vorarlbergs, sowie im Gebiet des oberen Neckar, des Donauursprungs und in Oberschwaben zwischen Donau und Bodensee. Aber auch das Land zwischen Rhein und Neckar mit der natürlichen Ausnahme des überhaupt getreidearmen Schwarzwaldes ist mit reichen Belegen bedacht. Wir haben hier also das Kerngebiet des schwäbisch-alemannischen Dinkelanbaus vor uns.

Karte 2 gibt einen Blick auf das gesamte südwestdeutsche Dinkelgebiet um 1900. Die Darstellung ist aufgeteilt in eine Umgrenzung jener Gegenden, in denen mehr als 30% der gesamten Brotfrucht-Anbaufläche mit Dinkel bebaut wurde, und in eine Abgrenzung der Gebiete mit weniger als 30% Dinkelanteil. Diese Karte gibt mit ihrer Darstellung des Standes von 1900 die größte Ausdehnung des Dinkelanbaus in Südwestdeutschland wieder und unterstreicht zugleich eindringlich die Tatsache, daß der Dinkelanbau ein Charakteristikum des schwäbisch-alemannischen Siedlungsraumes ist. Gradmann befaßt sich auch ausführlich mit der Herkunft dieser Getreideart aus dem Altertum,

lehnt aber die Annahme, daß die Alemannen den Dinkel von den Römern übernommen hätten, ab und kommt zu dem Schluß, daß eher an eine Übernahme von den Kelten zu denken sei³.

Die ab 1928 durchgeführten Erhebungen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ hatten in ihrem ersten Fragebogen zwei Fragen, und zwar gleich die ersten beiden, die für unsere Betrachtung wertvolle Unterlagen liefern. Die erste Frage befaßt sich mit der Tatsache des Anbaus der verschiedenen Getreidearten und gibt ein aufschlußreiches Bild über den Dinkelanbau in Württemberg 30 Jahre nach Gradmanns Abhandlung.

(Die folgenden Darlegungen müssen sich notgedrungen zum Teil auf Württemberg beschränken, weil mir zur Zeit nur das bei der Württ. Landesstelle für Volkskunde liegende Atlasmaterial zur Einsicht zur Verfügung steht. Dieses Material umfaßt aber im ganzen Land Württemberg 696 Belegorte, so daß wir es für Württemberg mit einer erfreulich dichten Belegung zu tun haben.)

Die Frage 1 des ersten Fragebogens zum Atlas der deutschen Volkskunde nun lautete wörtlich:

„Welche Getreidearten werden gebaut? (Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Spelt, Dinkel, Hirse, Mais usw.; Angabe möglichst in der Reihenfolge der Häufigkeit!).“

Der Aufforderung, die Angaben in der Reihenfolge der Häufigkeit des Anbaus zu machen, ist, wie das Antwortmaterial ausweist, nahezu ausschließlich Folge geleistet worden, so daß sich für 1930/31 folgendes Bild ergibt:

Die Belegorte verteilen sich gleichmäßig über das ganze Land. 15,52% geben den Dinkel überhaupt nicht an; sie liegen in der eindeutigen Mehrzahl im Norden des Landes. 17,24% nennen den Dinkel in der Reihenfolge der Häufigkeit des Anbaus erst an letzter Stelle, 37,64% an zweiter bis vierter Stelle und 29,6% an erster Stelle als am meisten angebaute Frucht. Weitere Angaben finden sich vorwiegend im südlichen Württemberg eben dort, wo der Dinkel schon im Mittelalter am häufigsten genannt wird. Das alte Dinkel-Kerngebiet tritt in den Atlas-Angaben noch klar zutage. Wichtig sind die sehr häufigen spontanen Angaben, daß der Dinkel „früher“, „vor 1900“, „vor 20 Jahren“, „vor 25 Jahren“, „bis 1890“, „vor 10 Jahren“, „vor dem Krieg“ (gemeint ist der Krieg 1914–18) viel häufiger oder als „Hauptbrotfrucht“ angebaut wurde. Die Frage 2 des ersten Fragebogens zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ macht uns mit dem Wort „Korn“ und seiner volkläufigen Anwendung auf



die Getreidearten bekannt. Sie lautete wörtlich:

„Bezeichnet man mit ‚Korn‘ a) eine bestimmte Getreideart und welche? b) die Gesamtheit des Getreides?“

Das Antwortmaterial auf diese Frage ist auf der Karte 14 des „Atlas der deutschen Volkskunde“ für das ganze deutsche Sprachgebiet dargestellt, so daß wir hier unsere Betrachtung auf den ganzen unser Thema angehenden Raum des schwäbisch-alemanischen Siedlungsgebietes in Deutschland, also auf Baden, Württemberg und bayerisch Schwaben ausdehnen können.

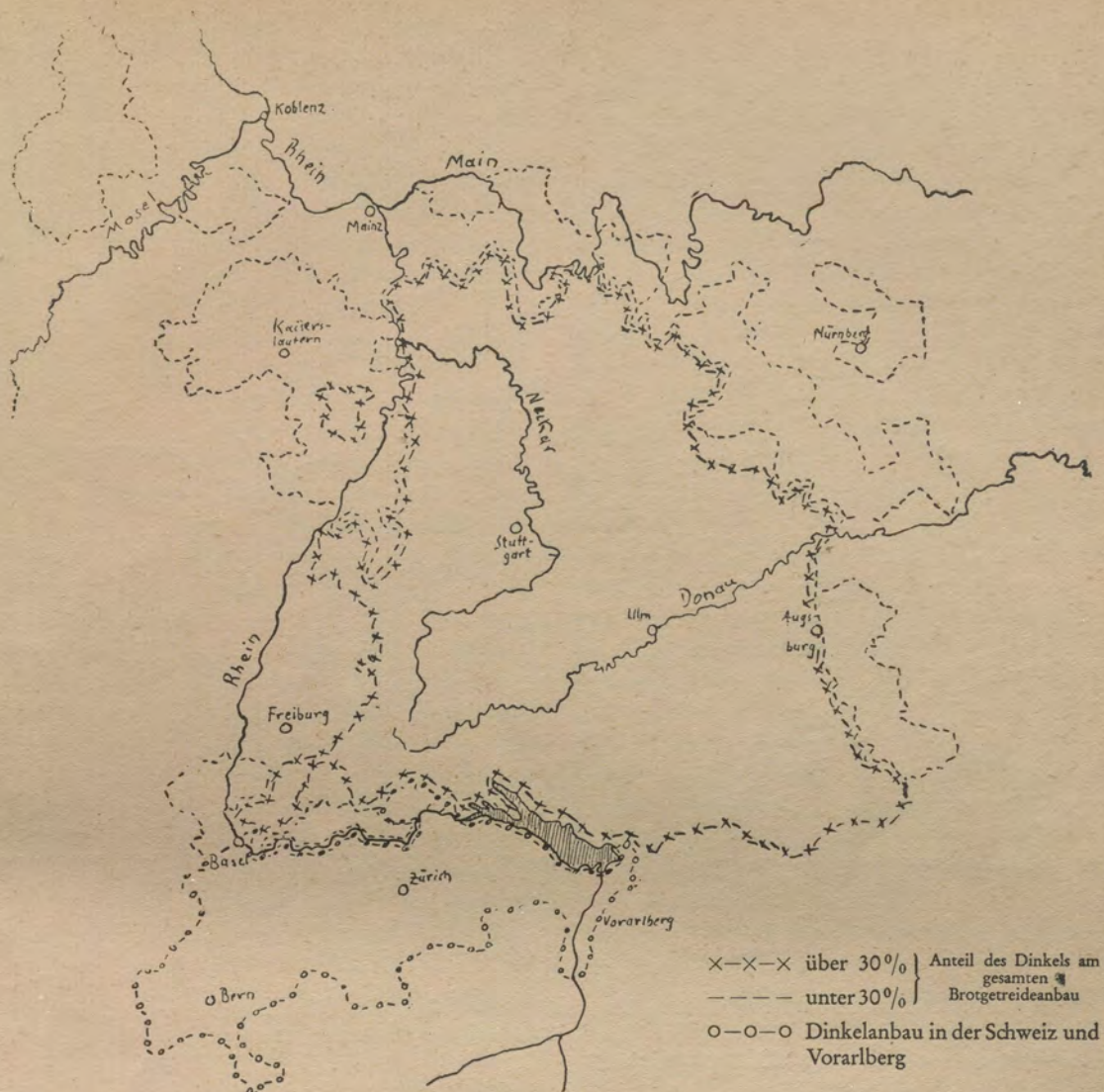
Ein umfassender Überblick über den deutschen Sprachraum zeigt, daß in Norddeutschland mit dem Wort „Korn“ im allgemeinen die Gesamtheit des Getreides, also alle angebauten Getreidearten zusammen, bezeichnet wird, während in Mittel- und Süddeutschland das „Korn“ im allgemeinen für nur eine Getreideart, nämlich den Roggen, gebraucht wird. Im oberdeutschen Bereich dieser „Kornkarte“ fällt nun deutlich in der Südwestecke jenes Gebiet in die Augen, das sofort als der schwäbische Raum zu erkennen ist und in dem mit dem Wort „Korn“



Karte 1. Das süddeutsche Dinkelgebiet (nach Gradmann)

der Dinkel benannt wird. Die weitverbreitete Gleichung Korn = Roggen führt zu dem Schluß, daß das eigentliche Brotgetreide, eben der Roggen, der zur Herstellung des täglichen Brotes dient, im Volksmund die umfassende Bezeichnung „Korn“ erhält, während die übrigen neben dem Roggen angebauten Getreidearten ihren eigenen Namen wie Weizen, Gerste, Hafer, haben. Also meint die Bezeichnung „Korn“ jeweils die für die Herstellung des Brotes bevorzugte Getreideart. Somit muß „Korn“ auch im schwäbisch-alemannischen Raum die Hauptbrotfrucht meinen. Da, wo nun „Korn“ für den Dinkel gebraucht wird, ist bzw. war eben der Dinkel das eigentliche Brotgetreide ⁴.

Der den schwäbisch-alemannischen Raum umfassende Abschnitt ist auf Karte 3 unter entsprechender Umzeichnung wiedergegeben. Hier tritt nun jenes Gebiet, in dem der Dinkel gemeinhin unter der Bezeichnung „Korn“ bekannt ist, als geschlossene Einheit auf ⁵. Folgen wir dem Grenzverlauf vom Ansatzpunkt im Westen am Rhein südlich Freiburg aus, so ergibt sich die Merkwürdigkeit, daß diese ganze Grenze ein kleineres Gebiet umfaßt als das Hauptdinkelgebiet Gradmanns. Zunächst wird am Hochrhein ein Stück ausgespart, dann verläuft die Grenze in Nordrichtung auf der Ostseite des Schwarzwaldes, um sich auf weite Strecken mit der badisch-württembergischen Landes-



Karte 2. Das südwestdeutsche Dinkelgebiet (nach Gradmann). Verbreitung des Dinkelanbaus um 1900

grenze zu decken. Wo sie dann nach Osten scharf umbiegt, folgt sie im großen und ganzen der schwäbisch-fränkischen Scheidelinie in Württemberg. Ihr weiterer Verlauf nach Süden hält sich dann ziemlich genau an die württembergisch-bayerische Landesgrenze, besonders der Iller entlang. So ergibt sich hier das eigentümliche Bild, daß, wenigstens zum Teil, offenbar die territorialen Gegebenheiten stärker sind als die stammlichen. Im Westen ist ja der Schwarzwald die natürliche Grenze, d. h. der Schwarzwald muß in dieser Darstellung ausgespart bleiben, weil in seinen höheren Lagen Getreide wenig oder gar nicht angebaut wird. Doch fehlt die Bezeichnung Korn für Dinkel auch in der ale-

mannisch besiedelten Rheinebene im Westen des Schwarzwaldes. Das entspricht dem Fehlen von Nachweisen mittelalterlichen Dinkelanbaus auf Karte 1 und ebenso dem Fehlen von Dinkelanbau auf Karte 2. Im Norden ergeben sich stammlich bedingte Unterschiede, die die Feststellung, daß es sich beim Dinkel um eine spezifisch alemannische Getreideart handelt, erhärten. An der Ostgrenze aber liegen die Dinge komplizierter. Hier deckt sich bei Gradmann, der die Sache, nämlich die Anbauverbreitung, darstellt, die Stammesgrenze am Lech mit der Verbreitungsgrenze, was der Erkenntnis, daß der Dinkel das schwäbisch-alemannische Brotgetreide ist, durchaus entspricht. Das den Dinkel



Karte 3. Mit „Korn“ wird bezeichnet: bei geschlossenem Vorkommen der Roggen in den Gebieten 1 und 3, der Dinkel im Gebiet 2; bei Einzelvorkommen die Gesamtheit der Getreidearten: Δ, der Roggen: +, der Weizen: □, der Dinkel: ○

bezeichnende Wort „Korn“ aber macht bereits an der Iller, an der Landesgrenze Württemberg-Bayern, halt. Die Verbreitung des Wortes reicht also nicht so weit nach Osten wie die Verbreitung der Sache. Die Karte 3 zeigt überhaupt für bayrisch Schwaben eine gewisse Unsicherheit in der Anwendung des Wortes „Korn“. Denn es wird hier nebeneinander sowohl für den Roggen allein gebraucht, also für die Brotfrucht, als auch für die Gesamtheit der Getreidearten. Es wird aber eben nicht, obwohl wir uns auch hier auf schwäbischem Boden befinden und obwohl auch hier Dinkel angebaut wurde, auf den Dinkel bezogen. Das weist auf eine Überlagerung einer einstmals vorhandenen schwäbischen Anwendung „Korn = Dinkel“ durch eine behördliche Anwendung „Korn = Gesamtheit“

in der bayerischen Amtssprache, unterstützt durch das wachsende Vorherrschen des Roggens als Hauptbrotfrucht. Zwei entsprechende kleinere Einbruchstellen von „Korn = Gesamtheit“ in das „Korn = Dinkel“-Gebiet zeichnen sich auch auf der Nordseite in Richtung auf Stuttgart zu in einem mit Verkehrswegen und Industrie reich ausgestatteten Raum ab, aus welcher Sachlage sich diese Einbrüche in den alten volkstümlichen Bestand auch erklären lassen.

Neben dem Wort „Korn“ kennt aber der Schwabe ein anderes, mit diesem verwandtes, von dem auch Gradmann schon spricht. Das ist das Wort „Kernen“. Hier haben wir es mit einer Zustandsbezeichnung zu tun. „Korn“ ist die Bezeichnung für den Dinkel auf dem Halm. Der Dinkel muß aber nach dem

Drusch noch in einem besonderen Arbeitsgang in der Mühle von seinen Hülsen (Spelzen) befreit (gegerbt oder gerellt) werden. In diesem Zustand heißt der Dinkel dann „Kernen“. In dem Antwortmaterial des „Atlas der deutschen Volkskunde“ auf die Kornfrage findet sich eine Angabe, in der auf diese Unterscheidung hingewiesen wird. Da heißt es: „Mit ‚Korn‘ meint man den Dinkel. Aber ‚Korn‘ ist nur auf dem Felde stehender Dinkel; ist aber der Dinkel gedroschen, so heißt der Dinkel ‚Vesen‘. – Wenn aber der Vesen gegerbt ist, dann hat er den Namen ‚Kernen‘.“ Hier ist, allerdings unter den 696 Antworten einmalig, noch eine weitere Zustandsbezeichnung eingeschoben, nämlich „Fesen“. In diesem Fall erscheint „Fesen“ in seiner ursprünglichen Bedeutung, denn mhd. *vēse*, f., ist die Hülse des Getreidekorns, in erweitertem Sinn der unenthülste Spelt (= Dinkel), wie auch mhd. *kērne* das Getreidekorn, das Getreide selbst und besonders den Dinkel bezeichnet⁶.

Wie das Atlasmaterial ausweist, hat der Dinkelanbau seit 1900 stark abgenommen. Während in Württemberg im Jahre 1883 noch 186 800 ha Ackerland mit Dinkel angebaut wurden, werden für 1934 nur noch 66 860 ha Anbaufläche für den Dinkel genannt. Die Ursache des Rückgangs im Anbau dieser alten alemannischen Brotfrucht liegt wohl in erster Linie in dem geringeren Ertrag gegenüber den hochgezüchteten Weizensorten. Es ist bemerkenswert, daß an die Stelle des Dinkels nicht etwa der Roggen als Brotfrucht tritt, sondern der Weizen. Der Dinkel ist deswegen weniger ertragreich, weil er, wie oben schon angeführt, zwischen Drusch und Vermahlen noch einen besonderen Arbeitsgang zur Entfernung der Spelzen notwendig hat. 100 kg „rauh“ Dinkel (mit Spelzen) ergeben nach dem Gerben 70 kg reinen Dinkel oder Kernen. Auf dieses „Gerben“ des Dinkels weisen u. a. alte Mühlenbeschreibungen hin, wenn in diesen neben den „Mahlgängen“ auch ein „Gerbgang“ genannt wird. Der auch heute noch geschätzte Vorzug des Dinkels ist, daß er sich durch eine besonders gute Backfähigkeit seines Mehls auszeichnet, daß aber auch das Dinkelmehl das beste Material für die Herstellung der schwäbischen „Spätzle“ abgibt. Der Dinkel ist „auch genügsamer hinsichtlich Boden und Klima, sicherer im Ertrag als der Weizen und bildet daher in den rauheren Gegenden (so in den Albbezirken Tuttlingen, Spaichingen, Balingen, Reutlingen, Urach, Münsingen, Riedlingen, Aalen sowie in den oberschwäbischen Bezirken Saulgau, Waldsee, Wangen) immer noch die Hauptbrotfrucht.“⁷

Vielfach wird der Dinkel heute mit Weizen oder Roggen zusammen als Mischfrucht angebaut. Diese Mischfrucht heißt dann „Mischelkorn“ oder „Weizenkorn“, wenn der Dinkel dem Weizen, und „Roggenkorn“, wenn der Dinkel dem Roggen beigegeben wird. Der Mischbau wird in Gegenden bevorzugt, in denen der Halm des Dinkels sich, bedingt durch Boden- und Klimaverhältnisse, nicht kräftig genug entwickelt. Der schwächere Dinkelhalm findet dann am stärkeren Weizen oder Roggenhalm eine Stütze. Wird nämlich durch Hagel oder sonstiges Unwetter ein Dinkelacker niedergewalzt, so ist infolge der Brüchigkeit des Fruchtstandes die Frucht restlos verloren. Einem solchen Totalverlust beugt man durch den Mischbau vor.

Aus dem Vergleich der Gradmannschen Karte mit der Atlaskarte ergibt sich also, daß der Bereich, in dem das Wort „Korn“ für den Dinkel gilt, das alte Kerngebiet des alemannischen Dinkelanbaus ist. Er umfaßt im wesentlichen das alte Württemberg und das württembergische Oberschwaben. Er ist nach Süden hin offen, wo er den Anschluß an die alemannischen Teile Südbadens und der Schweiz findet. In diesem Gebiet Württembergs, das man ja auch gemeinhin als „Schwabenland“ zu bezeichnen pflegt, haftet der Name „Korn“ am Dinkel, auch da, wo dieser nicht mehr Hauptbrotfrucht ist. Wir können also mit Recht vom Dinkel als dem „schwäbischen Korn“ sprechen.

Das Bild, das wir so von der Bedeutung des Dinkels für das schwäbische Stammestum gewonnen haben, wird noch wesentlich zu ergänzen sein, wenn nach vollständiger Durchführung der württembergischen Flurnamenssammlungen und nach deren Bearbeitung ein Überblick über Vorkommen und Verbreitung aller mit „Dinkel, Spelz, Emer, Fesen“ usw. gebildeten Flurnamen und Ortsnamen möglich ist.

¹ Robert Gradmann, Der Dinkel und die Alamannen, Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, 1901, S. 103–159. – ² „Das schwäbische Korn“. In: Hans Reyhing (Hrsg.), Die Deutsche Glocke, 1931, S. 243 ff. – Vgl. auch noch: Barthel Huppertz, Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland (Hierin Abdruck der Dinkelkarte Gradmanns). – ³ Robert Gradmann, Vom Brotkorn des Schwaben, Tübinger Blätter, 33, 1942, S. 17 f. – ⁴ Atlas der deutschen Volkskunde, 1937/39. – ⁵ Vgl. meinen ersten Hinweis auf die bei den Erhebungen zum Atlas der deutschen Volkskunde zutage tretende Bedeutung des Wortes „Korn“ in „Der Atlas der deutschen Volkskunde in Württemberg und Baden“ in den Heimatblättern vom oberen Neckar, Oberndorf am Neckar, Bd. 8, Heft 9, Februar 1932, S. 1320 f. – ⁶ M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 18. Auflage, 1929. – ⁷ Württemberg in Wort und Zahl, 2. Ausg., 1937, S. 58.

Zum politischen Kräftespiel in württembergisch Franken seit Beginn der Neuzeit

Von Ilse Klaß

Die politische Gestaltung württembergisch Frankens ist gerade in ihrer komplizierten Vielfältigkeit ein besonders schwieriges Kapitel süddeutscher Territorialgeschichte, finden sich doch hier auf verhältnismäßig kleinem Raum eine große Zahl territorialer Mächte des alten Reiches: Reichsstädte, Fürsten, Grafen, Reichsritter, Klöster und Stifter, und ihre Besitzungen und Hoheitsrechte überschneiden sich mannigfach. Nur wenige größere Gebiete ragen aus dieser Masse kleiner Herrschaftsbezirke hervor. Es sind dies die Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach, welche mit ihren Oberämtern Crailsheim und Creglingen nach württembergisch Franken hereinreicht, die Reichsstadt Hall und vor allem die Grafschaft Hohenlohe, die einzige territoriale Macht von Rang, welche dem württembergisch-fränkischen Raum ganz angehört. In den Händen der Grafen von Hohenlohe war ursprünglich fast das ganze Gebiet vereinigt gewesen, reichten doch ihre Hoheitsrechte im Mittelalter von der Tauber bei Mergentheim bis an die Nordgrenze der Propstei Ellwangen bei Jagstzell, von der Brettach bis nahe vor die Tore Rothenburgs. Ihre frommen Stiftungen, vor allem aber die Verkäufe und Verpfändungen eines beträchtlichen Teils ihres Besitzes, zu denen sie sich im Verlauf des 14. Jahrhunderts durch starke Verschuldung gezwungen sahen, sind eine der wesentlichen Ursachen für die starke territoriale Zersplitterung württembergisch Frankens. So ist das Gebiet des Deutschordens in der Umgebung von Mergentheim hauptsächlich durch Stiftungen aus den hohenloheschen Familiengütern in dieser Gegend entstanden. Die markgräflichen Oberämter Creglingen und Crailsheim mit den Unterämtern Werdeck und Lobenhausen, die Würzburger Herrschaften Jagstberg und Niederstetten, waren ursprünglich Bestandteile der Grafschaft Hohenlohe. Die Reichsstädte Rothenburg und Hall konnten durch Kauf ehemals hohenlohescher Gebietsteile ihre Territorien beträchtlich erweitern: Hall durch das Amt Hohnhardt zwischen Jagst, Speltach und Bühler, und Ilshofen etwas nördlich davon; Rothenburg durch ein Gebiet, das sich von Oberstetten am Vorbach bis nach Seldeneck an der Tauber nördlich der Stadt Rothenburg erstreckt.

Im Nordosten von württembergisch Franken, im Raum von Crailsheim, stoßen die Territorien von Hall, Hohenlohe und Brandenburg aneinander. Mögen nun „nachbarliche Differenzen“ typisch sein für die Geschichte württembergisch Frankens, ja ganz Süddeutschlands bis zum Großreinemachen durch Napoleon I., so verleiht doch das Zusammenreffen des mächtigsten weltlichen Territorialherrn Frankens, des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, mit der Reichsstadt und der Grafschaft, die zu jener Zeit die bedeutendsten Territorialmächte innerhalb württembergisch Frankens waren, diesen Spannungen gerade hier eine besonders reizvolle, freilich auch verwirrende Lebendigkeit.

Die Gesprächigkeit der Akten dieses Gebiets, zumal seit Beginn der Neuzeit, macht unsere Aufgabe zugleich leichter und schwerer gegenüber dem nicht nur quellenärmeren, sondern auch schweigsameren Mittelalter. Wen nicht bloß die Tatsachen interessieren, sondern wer auch etwas spüren möchte von der Atmosphäre, in der sich diese Auseinandersetzungen vollzogen, der muß sich einen Augenblick aufhalten bei der Sprache der Akten und ihrem staatsrechtlichen Vokabular. Es handelt sich vor allem um Grenzstreitigkeiten, die hier durch das Bestreben der markgräflichen Regierung, ihr Territorium zu einem Staatsgebiet mit festen Grenzen und einer einheitlichen Verwaltung und Rechtsprechung auszubauen, entstanden sind. Lassen wir nun einmal unsere drei politischen Gesprächspartner (Brandenburg-Ansbach, Hall und Hohenlohe) in einigen Aktenstücken des 17. und 18. Jahrhunderts zu uns sprechen. Es wird freilich einige Mühe und Geduld kosten, durch dieses halb lateinische, halb deutsche Juristenkauderwelsch hindurchzukommen. Greifen wir – in leicht modernisierter Rechtschreibung – ein Beispiel heraus: „Ob man gegen die Benachbarten das Prinzip führe, daß soweit die Fraisch sich auch das Territorium erstrecke? Dieses ist bei dem Amt Crailsheim Herkommen, ingeleichen seynd auch die Jagdgrenzen mitberitten worden, weilen eine so weit als die andere sich erstrecke, mithin die hohe Obrigkeit nach der Jagdgrenze und diese nach jener regulieret und angesprochen wird.“ In diesem, dem Uneingeweihten vielleicht kaum verständlichen Satz begegnen wir gleich einer Menge politischer Begriffe jener Zeit: Fraisch, das mit dem mittelhochdeutschen „vreislich“ = Gefahr, Schrecken erregend zusammenhängt, bedeutet die hohe oder Blutgerichtsbarkeit. Es ist nun sehr wichtig, daß die markgräflichen Juristen diese Hochgerichtsbarkeit, die als das vor-

nehmste politische Recht galt, der Jagdgrenze entlang zogen. Denn an kaum einem Vorrecht hing der Fürst so sehr wie an der Jagd oder dem „Wildbann“! In vielen Gegenden gerade auch im markgräflichen Oberamt Crailsheim, waren deshalb die Jagdgrenzen sorgfältiger festgelegt als die Grenzen anderer Hoheitsrechte. Wurde die Jagdgrenze nun gleichsam verallgemeinert, indem sie zugleich den Rahmen für die Hochgerichtsbarkeit gab, die ihrerseits wiederum zur Grenze der Landeshoheit (des Territoriums) erhoben wurde, so entsand daraus eine brauchbare geschlossene Staatsgrenze. Dieses Prinzip vertraten vor allem die Markgrafen.

Hören wir nun die Ansicht der „Benachbarten“ dazu. Der Magistrat von Hall äußert in einem Bericht: „Und ob man wohl Höchstendenselben (Brandenburg) die freischliche Obrigkeit in gewisser Maaß und nur in denen im Rezeß (Vertrag) spezifizierten Fällen zugestanden, so könne jedoch daraus auf keine Weise eine superioritas (Landeshoheit) hergeleitet werden, wie man (Hall) denn auch alle effectus juris territorialis (Voraussetzungen für die Landeshoheit) als Erbhuldigung, Vogtei, Steuer, Schatzung, Wehrbelegung usw. wirklich in Übung habe.“

Und von hohenlohescher Seite urteilt man: „Sie (Hohenlohe) können aber von der hohen Obrigkeit durchaus nicht abstehen, dieweil Brandenburg hier gar keine eigenen Güter oder Leutt, sonsten aber und wenn Brandenburg der Orthten Leutt oder Güter hette, darob Brandenburg die Zent (hohe Gerichtsbarkeit) vor ihrer Person wohl gönnen möchten.“

Hall und Hohenlohe erkennen also das markgräfliche Prinzip, die Landeshoheit aus der hohen Gerichtsbarkeit abzuleiten, nicht an. Sondern Hall nimmt als Grundlage für die Landeshoheit die Erbhuldigung, die Vogtei, d. h. das Recht der bürgerlichen Gerichtsbarkeit und die Bestrafung der leichteren Vergehen, das Steuerrecht, die Wehrbelegung, das heißt die Aushebung zum Wehrdienst, die es über seine Grunduntertanen ausübt, und beansprucht auf Grund dieser Rechte, wie aus anderen Quellenstücken hervorgeht, dann auch die hohe Gerichtsbarkeit. Hohenlohe lehnt den markgräflichen Anspruch auf Landeshoheit und hohe Gerichtsbarkeit in den strittigen Orten ab, weil Brandenburg dort gar keine Grunduntertanen habe. Was bedeutet das für die Staatsbildung? Die hohe Gerichtsbarkeit und Jagdgrenze umschloß ein festes Gebiet mit klaren Grenzen, wie wir es heute von einem staatlichen Bezirk fordern. Die Grund-

untertanen aber saßen selten in geschlossenem Raum beisammen, wenn sich auch jeder Grundherr bemühte, entfernt Liegendes abzustoßen, Näheres abzurunden. Eine Mehrheit von Grundherren in einem Dorf war doch die Regel: Der Hof war klösterlich, dieser ritterlich, jener gehörte der Reichsstadt oder einem Grafen! Und so waren dann auch die staatlichen Rechte, die auf der Grundherrschaft aufgebaut waren, bunt durcheinandergemischt. Grenzen gab es überhaupt nicht mehr, wo dieses Prinzip zur Richtschnur wurde!

Diese wenigen, aber lehrreichen Beispiele mögen als Kostproben aus den Quellen genügen. Sie haben uns deutlich die Grundsätze gezeigt, nach denen sich die drei Partner in ihrer nachbarlichen Politik richteten: die markgräfliche Regierung förderte also hier den modernen Flächenstaat im Sinne des 19. Jahrhunderts, der Standpunkt von Hall und Hohenlohe dagegen bedeutete eine Erhaltung der bestehenden Rechtsverhältnisse unter endlosen Streitigkeiten und Prozessen, das heißt ein Verharren in spätmittelalterlichen Zuständen. Doch waren die Brandenburger nicht durchweg die „Moderneren“. Wo sie nicht die Freisch hatten, sondern nur Grundherren waren, konnten sie auch anders!

Diese gegensätzlichen Anschauungen mußten nun im Crailsheimer Raum mit seinen schwierigen Rechts- und Besitzverhältnissen zu immer neuen Reibereien führen; denn hier hatten die Grafen von Hohenlohe bei ihren schon erwähnten Verkäufen die Hoheitsrechte über Teile ihrer Besitzungen getrennt an verschiedene Herrschaften verkauft. So besaß schließlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts Brandenburg die Wildbanngerechtigkeit über Gebiete, in denen sich vor allem hällische und hohenlohesche Grunduntertanen befanden. Solche Auseinandersetzungen beschäftigten nun die Beamten und Juristen aller beteiligten Parteien vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Wenden wir uns ihren Lösungsversuchen zu.

Die nachbarlichen Differenzen zwischen Brandenburg und Hohenlohe betrafen vor allem das hohenlohesche Amt Kirchberg, das zum größten Teil im brandenburgischen Wildbannbezirk lag, und das sogenannte Nonnenämtlein Lindtlein bei Blaufelden. Dieses Ämtlein hatte zum Kloster Schäftersheim an der Tauber gehört, dessen Schutzvögte und damit Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit die Grafen von Hohenlohe seit dem Ende der Hohenstaufenzeit waren. Nach der Reformation hoben die Grafen das Kloster auf und schlugen die Güter zu ihren Besitzungen. Vor der Säkularisation des Klosters aber



hatte Brandenburg von seinem Amt Werdeck aus die hohe Obrigkeit über das Nonnenämtlein de facto ausgeübt und wehrte sich nun um sein „hergebrachtes“ Recht. Im 16. und 17. Jahrhundert bemühten sich nun beide Parteien um eine Regelung. 1589 schlossen sie einen Hauptvertrag über „etzliche nachbarliche Irrungen“ zu Gerabronn. In mühevoller Kleinarbeit wurden die Rechts- und Besitzverhältnisse jedes einzelnen Ortes auf Grund von Akten, Urkunden und den Zeugnissen der ältesten Einwohner geprüft und die sachliche Abgrenzung

zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit festgelegt. So wurde zum Beispiel genau untersucht, ob der Ehebruch noch zur niederen oder schon zur hohen Gerichtsbarkeit zu zählen sei. Wem aber die Hoheit über die strittigen Orte zufallen sollte, darüber konnte keine Einigung erzielt werden. Jede Partei sollte hier nach ihren althergebrachten Rechten handeln und schriftlich oder mündlich protestieren, wenn ihr die andere Partei zugekommen war. Das „gute alte Recht“ spielte damals, wie das ganze Mittelalter hindurch, die entscheidende Rolle.

Neues Recht, das dem alten Herkommen widersprach, hatte kaum eine Möglichkeit, sich durchzusetzen.

Im 17. Jahrhundert ließen die Markgrafen an Hand von 16 Punkten ihr Land beschreiben. Es kam ihnen auf ein genaues Erfassen aller ihrer Rechte, auf die Rechtsansprüche benachbarter oder fremder Herrschaften innerhalb ihres Gebietes und die dadurch entstandenen Streitigkeiten an. Dadurch erhielten sie zum erstenmal einen Gesamtüberblick über den Umfang und die innere Struktur ihres Territoriums. Dies bedeutete wiederum einen wichtigen Fortschritt auf dem Weg zu einem modernen Staatsgebilde. Die Beamten wurden angehalten, alle strittigen Fälle und die Art ihrer Regelung als Präzedenzfälle sofort zu protokollieren. So finden sich in den Salbüchern vom 17. Jahrhundert an hinter der Beschreibung jedes Ortes lange Aufzeichnungen von Vorkommnissen, die ein Eingreifen der Obrigkeit notwendig machten. Diese Aufzeichnungen sind durch die genaue Schilderung der Rechtsvorgänge von hohem Interesse.

Beide Parteien ließen außerdem Berichte und Vorschläge über Auswechslung von Grunduntertanen in strittigen Orten ausarbeiten. Eine schon berührte Eigenart dieser alten staatlichen Verhältnisse war es ja, daß Grunduntertanen weit verstreut im Gebiet eines anderen Herrn sitzen konnten. Tauschte man diese aus, so bedeutete das wieder einen großen Schritt zur Vereinheitlichung der Territorien.

Auf Grund dieser Vorarbeiten, vor allem des 17. Jahrhunderts, gelang dann im 18. Jahrhundert die endgültige Regelung. 1755 wurde mit Hohenlohe-Kirchberg die Jagdgrenze festgelegt, und 1763 im Vertrag von Crailsheim folgte „die Ausgleichung aller noch bestehenden Irrungen“. 1785 fanden die Streitigkeiten mit Hohenlohe-Langenburg wegen des Nonnenämtleins ihren Abschluß. Die Regelung stellt eigentlich einen Kompromiß zwischen den Auffassungen beider Beteiligten dar. Bei der Schaffung der festen Landesgrenzen nahm man die Fraischgrenze als Grundlage. Aber diese wurde erst nach gründlicher Prüfung und Berücksichtigung der grundherrlichen Verhältnisse festgelegt: alle Orte, in denen Hohenlohe die überwiegende Zahl Grunduntertanen hatte, wurden ihm überlassen. Alle übrigen Ortschaften mit stark vermischten Verhältnissen blieben bei Brandenburg.

Neben diesen Bemühungen zwischen Brandenburg und Hohenlohe gehen die Verhandlungen mit der Stadt Hall wegen der Hohnhardtschen und Vellbergschen Besitzungen im Süden des Oberamts

Crailsheim her. Die Stadt Hall hatte als Verbindung zwischen ihren Ämtern Hohnhardt und Ilshofen von den Erben der Herren von Vellberg das Amt Vellberg mit dem Rechte der hohen Gerichtsbarkeit erworben. Nun begann sofort die Auseinandersetzung mit Brandenburg, das die hohe Gerichtsbarkeit der Vellberger nie anerkannt hatte, sondern sie auf Grund seines Wildbannes über das ganze Gebiet zwischen Jagst und Bühler selber beanspruchte. Außerdem war an Brandenburg ein Teil der Herrschaft Vellberg, Güter in der Umgebung von Gründelhardt und Oberspeltach, zurückgefallen. Diese Besitzungen schoben sich wie ein Keil zwischen die Hällischen Ämter Hohnhardt und Vellberg. Dazu saßen im Amt Hohnhardt verstreut brandenburgische Grunduntertanen, die in den „Kasten“ nach Crailsheim zinsten. 1569 nun versuchten beide Partner zum erstenmal einen Vergleich wegen Hohnhardt und Steinbach an der Jagst. Brandenburg, das in beiden Orten eigene Grunduntertanen hatte, behielt die hohe Gerichtsbarkeit. Nachdem im Verlauf der nächsten hundert Jahre verschiedene Konferenzen ohne Ergebnis verlaufen waren, kam schließlich der entscheidende Vertrag für beide Ämter Hohnhardt und Vellberg zustande. Bei der Regelung der Frage der hohen Gerichtsbarkeit wurden ebenfalls die grundherrlichen Verhältnisse weitgehend berücksichtigt: die Orte, in denen Hall allein Untertanen besaß, sollten der hohen Gerichtsbarkeit von Hall unterstehen, in den vermischten Orten erhielt Hall auf seinen Vellbergschen Besitzungen die hohe Gerichtsbarkeit. Auf allen übrigen, auch auf den Hällisch-Hohnhardtschen Gütern, blieb sie bei Brandenburg. In Orten, wo beide Partner etwa die gleiche Untertanenzahl besaßen, stand sie jeder Herrschaft auf ihren Gütern zu. Diese Grenze wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts „versteint“. Aber sie blieb hier immer nur eine Hochgerichtsgrenze. Es gelang Brandenburg nicht, sie in eine feste Landesgrenze zu verwandeln, da Hall an seinem Grundsatz, die Landeshoheit nicht von der hohen Gerichtsbarkeit, sondern aus seinen grundherrlichen Rechten herzuleiten, festhielt, und ihn auch dank der Unterstützung durch das Reichskammergericht, der höchsten richterlichen Instanz jener Zeit, gegen alle brandenburgischen Versuche während des 18. Jahrhunderts durchsetzen konnte.

War es in den Verhandlungen mit den „Benachbarten“ zu deutlichen Ergebnissen gekommen, so zog sich die Auseinandersetzung der markgräflichen Regierung mit der Reichsritterschaft ohne rechte

Entscheidung bis zum Ende der markgräflichen Zeit hin. Die Reichsritter, die für ihre Person nur dem Kaiser unterstanden, besaßen dazu als „wohlprivilegierte Gerechtsame“ das Recht der eigenen Verwaltung ihrer Güter, die vogteiliche oder niedere Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen, und das Recht, die Steuern von ihnen zur Kasse ihres Ritterkantons zu erheben. So bildeten ihre Zwergterritorien eine eigene kleine Staatenwelt innerhalb des markgräflichen Oberamtes, die eine einheitliche Verwaltung und Rechtsprechung unmöglich machte, ja, die oft, wie vor allem in den unruhigen Zeiten während des Dreißigjährigen Krieges den „missetigten“ Personen die Möglichkeit gab, sich dem landesherrlichen Gericht zu entziehen, um deren Auslieferung gewöhnlich langwierige Verhandlungen geführt werden mußten. Daher bemühten sich auch die Markgrafen, diese Privilegien möglichst einzuschränken. So hatten die Herren von Wolmershausen, eine der bedeutendsten ritterschaftlichen Familien innerhalb des Craillsheimer Oberamts, im 16. Jahrhundert vom Kaiser das Recht der hohen Gerichtsbarkeit über das Dorf Amlishagen und auf allen Gütern, die dazugehörten, verliehen bekommen. Sie wollten nun auf Grund dieser Verleihung die Freisch auf allen ihren Besitzungen ausüben, aber Brandenburg gestattete es ihnen nur auf ihren Gütern in der nächsten Umgebung von Amlishagen. Daraus entstand ein Streit, der sich über 150 Jahre hinzog, bis schließlich die Freiherrn nachgeben und den markgräflichen Standpunkt anerkennen mußten.

Die markgräfliche Regierung beanspruchte außerdem, von der hohen Gerichtsbarkeit aus, dem einzigen Hoheitsrecht, das sie über die ritterschaftlichen Untertanen (nicht über die Ritter selber) besaß, die Landeshoheit mit allen ihren Rechten. Daher erhob sie zum Beispiel im Dreißigjährigen Krieg die vielen Kriegssteuern auch von den ritterschaftlichen Untertanen, obwohl diese sie zur Kasse des Ritterkantons bezahlen mußten, oder sie mischte sich mit Vorliebe in die vogteilichen Rechte der Reichsritter ein. Eine weitere Möglichkeit zur Vereinheitlichung des landesherrlichen Territoriums bot der Aufkauf von Rittergütern. So erwarben die Markgrafen um die Mitte des 17. Jahrhunderts von den Herren von Ellrichshausen, die wohl infolge der langen Kriegszeiten sehr verschuldet waren, das Gut Jagstheim mit seinen Untertanen.

Die Ritterschaft selbst hielt zäh an ihren Privilegien fest, protestierte und prozessierte unermüdlich beim Reichskammergericht – ihre einzige Waffe seit dem

Ende des Fehdezeitalters! Und die Gutachten der ritterschaftlichen Anwälte konnten sich wohl sehen lassen neben den markgräflichen Argumenten! Wer die Macht hat, sich notfalls mit Gewalt durchzusetzen, kümmert sich meist wenig um die Feinheiten des Rechts!

Bei dem immer mehr sinkenden Einfluß des Reichs, zumal nach dem Dreißigjährigen Krieg, wurde die Stellung der Ritter immer schwieriger und die Klagen über die Versuche der Markgrafen, sie zu Landsassen herabzudrücken, das heißt sie der fürstlichen Gerichts- und Steuerhoheit zu unterwerfen, immer häufiger. Dazu kam die zwiespältige Haltung der einzelnen Mitglieder der Ritterschaft selbst, die entweder krampfhaft an der alten Tradition der Reichsunmittelbarkeit festhielten und so allmählich in einem luftleeren Raum lebten, oder aber sich den veränderten Verhältnissen anpaßten, in landesherrliche Dienste traten und damit alle Vorteile einer solchen Stellung genossen.

Trotzdem aber konnte die Ritterschaft in unserem Gebiet bis zum Ende der markgräflichen Regierung wenigstens den Schein ihrer Unmittelbarkeit bewahren. Sie einfach auszulöschen, ist den Markgrafen doch nicht gelungen.

Überblicken wir nun noch einmal die Geschichte vielfältiger Bemühungen um feste Grenzen und um altes Recht, zwei Ziele, die einander so oft entgegenstanden, und fragen wir nach einem positiven Ergebnis, so kann man doch feststellen, daß es den Anstrengungen von Verwaltungsbeamten und Juristen der beteiligten Parteien gelungen war, möglichst unter Wahrung des Standpunktes ihrer Regierungen, in zähen und sich über Jahrhunderte hinziehenden Verhandlungen leidlich klare Verhältnisse zu schaffen. Daß es der markgräflichen Seite nicht gelungen war, ihr Prinzip Freisch = Landeshoheit ganz durchzusetzen, lag an der Stärke der gegnerischen Kräfte. Die endgültige Regelung gelang erst der preußischen Regierung, der die Markgrafschaft am Ende des 18. Jahrhunderts zufiel. Im Zeichen einer neuen Zeit, die anderswo schon viel früher und radikaler angebrochen war, setzte Preußen das markgräfliche Prinzip gegen alle Benachbarten durch und machte ohne alle weiteren Verhandlungen gleichsam durch einen Federstrich die Reichsritter zu Untertanen des preußischen Königs. Ihre Bedenken aber wegen ihres „Treubruches“ gegenüber dem Kaiser wurden mit der Bemerkung abgetan: „Die Kgl. Preussische Majestät sei wohl imstande, sie gegen Jedermann, auch gegen die Kaiserliche Majestät in Schutz zu nehmen.“

Was eine hohenlohische Dorfkirche erzählen kann . . .

Von Rudolf Schlauch

Tausend Jahre sind den Jagstfluß hinabgeflossen. An der Stelle, an der ich jetzt stehe, stand vor mir eine ganz kleine, hölzerne Kapelle, die der fränkische Dorfherr hier errichten ließ, nachdem er die Alemannen, die einst mein Dorf gegründet hatten, vertrieb. Genau weiß ich noch, wie mein Dorfherr, ein mächtiger Edeling und Herr der Gegend, nach dem auch unser Ländchen bis zum heutigen Tag genannt wird, mich erbaut hat. Wie von Würzburg ein Priester als Abgesandter des Bischofs kam, der mich dem Gekreuzigten weihte und mir als Schutzpatron den Heiligen Johannes den Täufer zuerkannte. Und kaum, daß die Gerüste von meinen Mauern verschwunden waren, konnte ich zusehen, wie mein Dorfherr auf dem „Langen Berge“, an dessen Fuß mein Platz ist, eine stattliche Burg baute. Ragend grüßte der Bergfried mein kleines Türmlein und durch die Turmfalken tauschten wir gegenseitig Grüße aus.

In einer schlichten Feier nahm mein Dorf- und Burgherr an meinem Altar das Kreuz, um mit dem Kaiser, dem Rotbart, ins Heilige Land zu ziehen. Lange schaute ich der Reiterschar nach, die südwärts ritt. Jeden Tag gedachte der Priester, wenn er die Messe las, im Gebet des fernen ritterlichen Herrn. Lange, lange dauerte es, bis er zurückkam. Reich schmückte er mein Inneres und eine kostbare Reliquie, eingehüllt in Gold und Edelstein, die er auf meinen Altar legte, hatte so viel Anziehungskraft, daß viele Menschen von überallher kamen. Ums Jahr 1200 wurde der Neffe meines ritterlichen Herrn, der den schönen Namen Gottfried trug, Herr der Burg, des Dorfes und des Landes. Mit dem zweiten Friedrich, dem andern Staufer, war er viel auf Fahrten und Kriegszügen, auch ins Heilige Land ist er gefahren und als er Markgraf von Apulien im fernen Welschland geworden war, brachte er Künstler mit, die mich mit goldenen Bildern und herrlichen Altären schmückten. Doch hatte mein Herr Gottfried viele Neider. Der mächtige Kaiser hatte ihn stets als Berater und Freund an seiner Seite und deshalb ward sogar der Sohn des Kaisers sein Feind. Er stachelte seine Mitneider auf, die Burg auf dem Langenberg zu zerstören und ich war sehr traurig, als im Jahre 1234 die schöne Burg ein Raub der Flammen wurde. Aber der mächtige Kaiser griff ein, der ungeratene Sohn

wurde verbannt und die Neider mußten viel Geld zahlen, so daß die Burg stattlicher und prächtiger gebaut werden konnte als vorher. Bevor der Herr Gottfried starb, hatte er einen fremden Ritter mitgebracht, dem er Burg und Kirche als Lehen anvertraute. Es war ein frommer Herr und auch seine Söhne, die fast alle Chorherren in Würzburg und Öhringen wurden, haben mich hoch geehrt. Heute noch steht aus dieser Zeit ein lebensgroßes steinernes Bild dieses alten Ritters zur Bewunderung der Nachwelt an meiner Südseite.

Friedlich waren die Zeiten. Die Bauern ringsum pflügten, säten und ernteten und sonntags kamen sie zum Gotteshaus einträchtig mit den Herren und deren Angehörigen, die von der Burg heruntergeritten kamen. Auch feierten meine Dorfbewohner frohe Feste. Denn eine Kelter stand im Dorf; rings auf den Höhen wuchs guter Wein, der das Völklein fröhlich machte. Heute ist der Weinbau ausgestorben und man hat den Eindruck, als ob damit auch die Fröhlichkeit vorbei wäre.

Man kümmerte sich auch weiterhin um meinen Ruhm. Die Reliquien waren da, an den Altären wurde gebetet und um etwas ganz besonderes zu tun, hat mir der Papst, der damals in der Gefangenschaft zu Avignon saß, einen seltenen Ablass zukommen lassen, der all denen, die in meinen Mauern beteten, Hunderte von Fegfeuerjahren erließ. Wieder kam ein Maler, der in meinem Chor herrliche Fresken malte, die heute noch eine Kostbarkeit und eine Zierde sind und jeden Kunstfreund begeistern. Immer weiter und immer gleich lief das Wasser den Fluß hinab. Vereinzelt sah ich Scharen von Bauern mit Waffen und Sensen in den Häusern und Wäldern verschwinden. Es schien unruhig zu werden an den Ufern des Flusses. Einmal zog ein großes Heer von Bauern mit gerade geschmiedeten Sensen und Morgensternen an mir vorbei. Auch die Gottesdienste und Messen wurden kaum mehr gehalten. Es lag eine einschneidende Veränderung in der Luft. Bis eines Tages ein Priester kam, der kein buntes Meßgewand mehr hatte, sondern lediglich in einem schwarzen Rock aus einem schwarzen Buch das göttliche Wort las.

Und dann kam ein sehr schlimmer Tag für mich. Man beraubte mich meiner ganzen Schönheit. Die Bilder, Altäre, Reliquien und Kostbarkeiten wurden aus ihren Ständen gerissen, was Hunderte von Jahren hindurch so viele Menschen erhoben und im Glauben gestärkt hatte, wurde auf einen Acker in der Nähe getragen und verbrannt. Die schönen Gemälde im Schiff und im Chor wurden mit dickem

Kienruß überschmiert und dann gekalkt, so daß nur ein nüchterner Saal übrigblieb. Aber noch mehr: Auf mein Schiff wurde ein Kornboden gebaut, der Zehnte sollte dort gelagert werden und ich sah bald einer Scheune eher gleich als einer Kirche.

Trotzdem: Das Wort Gottes wurde auch weiterhin verkündigt, nur ging alles strenger, ernster zu als bisher. Auch der Herr kam nicht mehr vom Berg herunter, er hatte sich oben eine eigene Kapelle gebaut, so daß meine Bauern ganz unter sich waren. Aber offenbar hat die Glaubensumwälzung doch weitergewirkt, über unser stilles Dorf hinaus. Lange war alles friedlich gewesen, da sah ich einen Zug des Leidens und des Elends ankommen, der sich über Nacht in meine Mauern flüchtete und aus ihren Reden hörte ich, daß sie auf der Flucht waren vor schrecklichen Kriegerscharen, die sie um des Glaubens willen verfolgten. Und bald kamen diese Krieger auch in unser Dorf geritten. Mit Fackeln zündeten sie die Strohdächer der Häuser an, raubten, plünderten und quälten meine Dorfkinder, die auch in meinen Mauern vor den Unholden keinen Schutz fanden. Es kam das Jahr 1634, da kaum jemand im Dorf mehr übrig blieb. Die Pest wütete und der Gottesacker, der mich umgab, war viel zu klein geworden. Draußen auf demselben Acker, auf dem sie einst die Hochaltäre verbrannt hatten, verscharften sie die Pestopfer. Bis jetzt stand der Pest-sarg, in dem sie die Toten wegschleiften, auf meinem so schön geebneten Kornboden als schreckliches Denkmal einer schrecklichen Zeit. Das Ave-Maria-Glöckchen, das man 1477 auf meinen Turm gehängt hatte, schwieg damals zwanzig Jahre lang, weil niemand mehr da war, es zu läuten im großen Dreißigjährigen Krieg.

Doch auch der Tag kam, da es den Frieden einläuten durfte. Ja, es erhielt im Lauf der Zeit eine Glockengefährtn, die geläutet wurde, weil die Türken drohten, ins Land einzufallen.

Es war im Jahre 1750, als wieder einer in ein fremdes Land zog. Diesmal kein großer und edler Herr, sondern ein einfacher Handwerker. Der Pfarrer verabschiedete ihn in einem Gottesdienst und wünschte ihm Glück und Segen für die Fahrt nach dem unbekannten Lande Amerika. Er war der letzte nicht, viele, viele nahmen in den folgenden zwei Jahrhunderten denselben Weg über das große Wasser. Und als man einmal wieder den Staub der Jahrhunderte an meinem Äußeren überdecken mußte, dachten die aus diesem unbekannten Lande auch an mich und schickten Geld zu meiner Verschönerung. Zwischendurch lernte ich immer wieder fremde Sol-

daten kennen. Eine Zeitlang lagen englische Soldaten eines Feldherrn mit Namen Marlborough in meinem Dorf, dann zogen wieder Truppen der Kaiserin Maria Theresia in bunten, farbenfrohen Uniformen vorüber.

Doch die merkwürdigsten Fremdlinge kamen 1814. Auf struppigen, schnellen Pferden ritt eine Kosakenschar mitten im kalten Winter flußabwärts und mich hats gegruselt, als ich zuschauen mußte, wie sie das Eis im Fluß aufhackten und in den Eislöchern badeten.

Im übrigen ging Same und Ernte, Frost und Hitze den ewigen Gang. Viele Ereignisse, die sich im Laufe von tausend Jahren wiederholten, habe ich vergessen; so, daß oft das Hochwasser die Brücken mitgerissen hat, daß Menschen ertranken und zu meinen Füßen begraben wurden, daß Hungerjahre und gesegnete Jahre einander ablösten.

Daß ich aber tausend Jahre alt werden mußte, um schwer verwundet zu werden, das verwinde ich nicht mehr. Seit die Menschen mit großer Freude das Jahr 1900 einläuteten – kurz vorher hatte man mich gründlich erneuert und mir eine neue Glocke geschenkt – ist die Welt nicht mehr zur Ruhe gekommen. Zu Beginn eines gewaltigen Krieges vereinten sich beim Ausmarsch meine Dorfkinder und flehten Gott um Schutz an. Meine eigenen Landsleute raubten mir meine Glocken, um Kanonen daraus zu gießen. Am Schluß eines noch furchtbareren Krieges kamen gepanzerte Ungetüme, die meinen Turm zerschossen, mir schwere Wunden schlugen und mich wie einen übel gerupften Vogel stehen ließen. Die Häuser meines Dorfes brannten ab, es waren furchtbare Stunden, die ich miterleben mußte. Und was ist die Frucht dieses Geschehens? In meinem Schiff hängen Gedenktafeln und viele, viele Kränze, die alle die Namen derer tragen, die nicht mehr zurückgekehrt sind. Und der alte Ritter, auf sein Schwert gestützt, scheint steinern und unbeweglich die Ehrenwache zu halten für diese verlorene Generation.

Tausend Jahre – wie viel könnte ich noch berichten. Die Menschen sind ja neugierig und wollen alles wissen. Aber sie sollen sich mit meiner Erkenntnis begnügen, daß man in tausend Jahren lernt, alle irdischen Dinge als Nichtigkeiten zu betrachten. Was wird wohl in den nächsten tausend Jahren geschehen? Vielleicht ist die alte Eule, die in meinem zerschossenen Turmhelm wohnt, eine Prophetin und weiß darüber Bescheid. Ich meinerseits bin froh, daß ich als schlichte Dorfkirche so viele Jahre das Wirken des Herrn der Geschichte erleben durfte.



Frühling im nördlichen Schwarzwald

Aufnahme: Näher



Fachwerkbauten in Grötzingen

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

Solitude und Hohenheim

Von Werner Fleischhauer

Der Prachtbau des Stuttgarter Neuen Schlosses ist in der noch vor zwei Generationen so lebendigen mündlichen Überlieferung nie so eng mit der Person Herzog Carl Eugens, seines Erbauers, verbunden gewesen, als das Lustschloß Solitude oder die Schloßanlagen von Hohenheim. Ihre Entstehungszeit liegt genau zwanzig Jahre auseinander: die Solitude entstand in den Jahren 1763 bis 1767, zum Hauptbau des Hohenheimer Schlosses wurde der Grundstein 1785 gelegt, nachdem freilich schon seit 1772 umfangreiche Gebäudeanlagen um das dann später abgerissene alte Wasserschlößchen an Stelle des heutigen Corps de Logis erstellt worden waren.

Auf wahrhaft beherrschender Höhe und großartig thront das Lustschloß Solitude über dem Lande, das sich unter ihm ausbreitet, mit einem unendlichen Ausblick und auch von weither gesehen, eine Landmarke, Ausdruck der im Sinne barocker Fürstenherrlichkeit alles unbedingt überragenden Person des Landesherrn. Eine schnurgerade Straße von dreizehn Kilometern führt von der Residenz Ludwigsburg auf die Solitude als point de vue, der damit die ganze Gegend architektonisch subordiniert wird. Die Kuppel der Solitude und die Stadtkirchentürme von Ludwigsburg sind die correspondierenden Blick- und Endpunkte der Straße, die dadurch das weite dazwischenliegende Land zum Vorfeld der fürstlichen Residenz und des Lustschlosses macht. Die Verlängerung der Straße durch die Tiefenachse des Schlosses gegen Süden kettet auch den durch ein System regelmäßig angelegter Straßen und Wege dem Schloßbezirk einbezogenen Wildpark an das Lustschloß. Kaum anderswo hat ein Landschaftsbild auf solche Ausdehnung so sehr das Gepräge barocker fürstlicher Willens- und Allmacht erhalten wie hier.

Herzog Carl Eugen begann den Solitude-Schloßbau wie er noch wegen seiner Streitigkeiten mit der Landschaft in Ludwigsburg residierte. Daher auch die unmittelbare Straßenverbindung mit dieser Stadt, nicht mit dem näher gelegenen Stuttgart. Es entstanden zuerst die im Halbzirkel das Schloß auf der Südseite umgebenden anderthalbstockigen Gebäude des Kavalierbaus mit den fürstlichen Appartements und der katholischen Kirche auf der Ostseite, und der Officenbau mit dem kleinen Theater auf der Westseite, gegen Leonberg. Erst später, 1767, wurde das Schloß vollendet, das der Herzog



Franziska von Hohenheim. Gemälde von P. F. Hetsch um 1790. Goethemuseum Frankfurt.

kaum je bewohnt hat, das immer mehr als Festsaalgebäude diente.

Die Placierung auf eine wuchtige rusticierte Arkadensubstruktion erhebt das Schloß aus seiner Umgebung. Sie vermittelt zugleich, mitsamt den in weichen Bögen verlaufenden doppelten Treppen, zwischen der eleganten Schloßarchitektur, zu der sie in künstlerisch beabsichtigtem Kontrast steht, und der umgebenden Natur.

Eine Vedutte aus der Erbauungszeit des Schlosses im württembergischen Landesmuseum und ein gestochener Riß des Architekten Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer von 1785 bezeichnen ausdrücklich Herzog Carl Eugen als den Erfinder der Schloßpläne. Bei dem feinen Verständnis des Herzogs für Architektur, in der er die übliche Kavalierausbildung erhalten hatte, ist es durchaus wahrscheinlich, daß er sich selbst gewisse Grundvorstellungen gemacht hatte, die er dann wohl durch einen seiner Architekten hatte ausgestalten lassen. Die Frage nach diesem ist schwer zu beantworten. Guépière, der herzogliche Oberbaudirektor und Erbauer des Stuttgarter Neuen Schlosses, der Baumeister Johann Friedrich Weyhing, der Oberst Jakob v. Scheler, der schon erwähnte Fischer, Guépières Nachfolger, und der Oberstleutnant Karl v. Schell. Von Guépière ist zweifelsohne die reiche und köstliche Rokokoarchitektur, zu der sich die Entwürfe erhalten haben,



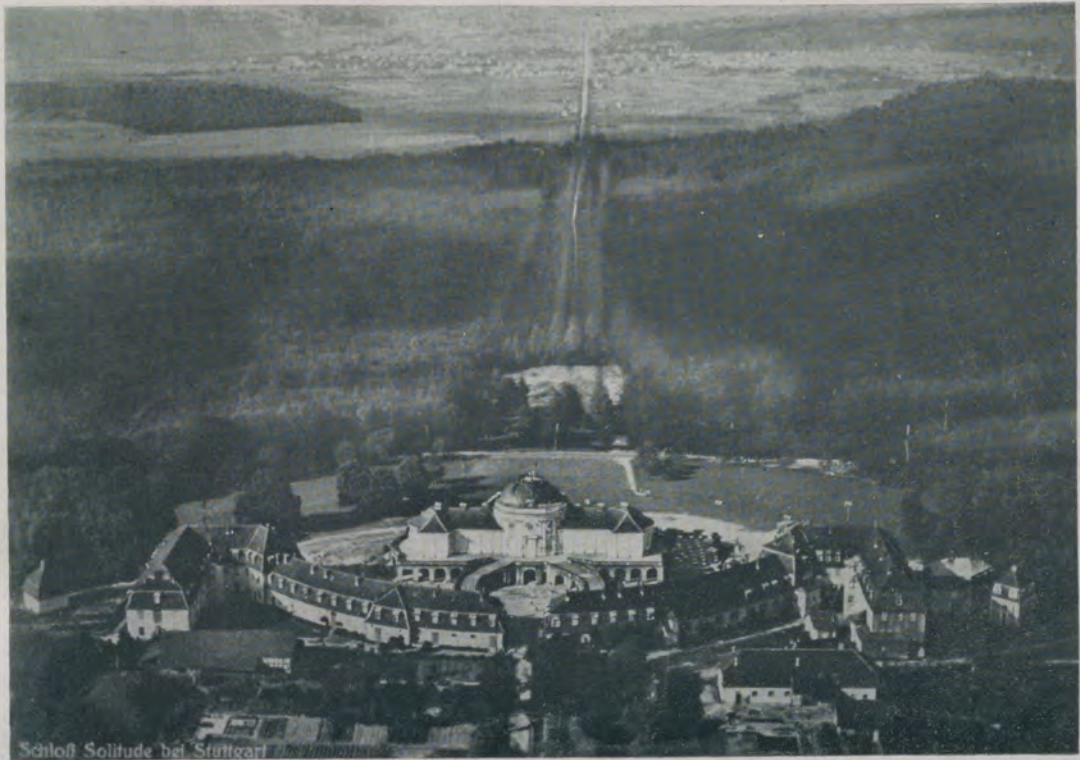
Schloß Solitude. Nordseite.

Aufnahme: Württ. Landesbildstelle

die durchaus denen Guépières für den rechten Flügel des Stuttgarter Neuen Schlosses entsprechen. Die kühle Eleganz des ovalen Marmorsaals unter der Kuppel mit ihren gekuppelten korinthischen Wandsäulen ist die Form des klassizistisch gebändigten Rokoko, wie sie Guépière liebte.

Den schmiegsamen, durch malerische Details und schattende plastische Zierglieder aufgelockerten Formen des Außenbaus von Monrepos, das Guépière gleichzeitig erbaute, steht die für die Zeit ganz ungewöhnlich strenge, sehr flächige Wandgliederung der Solitude mit Pilastern und geradlinigem Triglyphenfries entgegen, die nicht von Guépière sein kann. Weyhing erscheint als selbständiger Baumeister nur bei kleinen und sparsamen Bauten; seine katholische Hofkapelle trägt einen ganz anderen Charakter; Scheler und Schell dürften kaum mehr als die sachverständigen Intendanten des Bauwesens gewesen sein. Fischer ist die nachträgliche Veränderung des Dachs zuzuschreiben. Dagegen ist in der Literatur der Aufenthalt des berühmten und gefeierten französischen Operndekorateurs und Architekten Nicolò Servandoni am Stuttgarter Hof vom

Juni 1763 bis September 1764, also während des Baubeginns der Solitude, nur wegen seiner Arbeiten für die herzogliche Oper beachtet worden. Für diese hat er kostbare Ausstattungen in schwerem antikisch-barockem Stil eines Piranesi geschaffen. Er hat als Erster dem in der französischen Kunst so gemäßigten Barock die strenge, römisch-antike Form gegenübergestellt, die in ihren Verhältnissen freilich noch durchaus von barockem Gefühl erfüllt war. Servandonis Operndekorationen haben die klassischen Formen in der Architektur nachgewiesenermaßen verbreitet; von seiner Hand besaß Franziska von Hohenheim einen Prospekt der Solitude und es ist doch kaum anzunehmen, daß der berühmte Architekt Vedutten von Bauten gemacht haben soll, an denen er unbeteiligt war. So dürfte es doch im Bereich der Möglichkeit liegen, daß Servandoni, vielleicht im Einvernehmen mit Guépière, mit dem er gut stand, auf die Schloßbaupläne eingewirkt hat. Die ungewöhnlich frühe Anwendung strenger klassizistischer Architekturmotive und die klassizistisch beruhigten und vereinfachten Formen von Grundriß und Aufriß könnten dafür sprechen.



Schloß Solitude. Von Süden mit der Straße nach Ludwigsburg.

Aufnahme: Luftbild Strähle-Schorndorf

Die Solitude war weniger der Ort rauschender offizieller Feste, die in Ludwigsburg abgehalten wurden, als der einer luxuriösen, doch mehr intimen Geselligkeit. Das Tagebuch des herzoglichen Generaladjutanten Alexander Freiherrn von Bouwinghausen-Wallmerode gibt davon ein anschauliches Bild. Die Maitresse des Herzogs, die Opernsängerin Mademoiselle Catharina Bonafini spielte eine sehr große Rolle; die Damen des Theaters und des Ballets waren häufige offizielle Gäste an der herzoglichen Tafel, eine Intimität, welche das Zeremoniell der Residenz nicht zuließ. Am 15. September 1771 erscheint in dem erwähnten Tagebuch zum erstenmal auf der Solitude Franziska von Leutrum geb. von Bernerdin, die später als Geliebte und dann als Gattin des Herzogs auf diesen einen so außerordentlich wohlthätigen Einfluß gehabt hat. Doch hatte sich der Herzog damals schon nach der sinnlosen Vergnügungssucht seiner Jugend einer ernsten, um das Wohl seines Landes sehr bemühten Lebensausrichtung genähert.

Die umfangreichen Neubauten für die 1770 gegründete militärische Pflanzschule, aus der dann die für das Land so segensreiche Hohe Karlsschule entstand,

sind heute ebenso vom Erdboden verschwunden wie die Erweiterungsbauten des Schlosses, der riesige Marstall, die Orangerie und der 400 Schuh lange Lorbeersaal, ein Lusthaus mit Tanz-, Spiel- und Speisesaal, die alle von Reinhard Ferdinand Heinrich Fischer errichtet worden sind. Auch von den Gartenanlagen mit ihren Zirkeln, Bosketts, Irrgärten, Pavillonnen, Theater und chinesischem Haus ist nur noch ein kleiner See östlich vom Schlosse übrig geblieben.

Der Herzog beaufsichtigte all und jegliche Arbeiten auf der Solitude bis ins Kleinste. Die endgültige Gestalt der Schloßanlagen ist undenkbar ohne seine starke persönliche Einwirkung. Carl Eugen hat sich so in der Solitude, von der Anlage des Schlosses bis zu den Bauten der Militärakademie die Umwelt gestaltet, die dem Wandel seiner Lebensauffassung entsprochen hat.

Das letzte große Fest auf der Solitude wurde für die Nichte des Herzogs, die Großfürstin Maria Feodorowna und ihren Gatten Paul, den späteren Zaren, gefeiert; die Lichter der Illumination sah der flüchtende Schiller auf der Fahrt nach Mannheim am 17. September 1782.



Schloß Hohenheim. Südseite.

Aufnahme: Württ. Landesbildstelle

Damals war Solitude dem Herzog schon ganz fremd geworden, der sein Leben auf eine andere Ebene gestellt hatte. Die Residenz war wieder nach Stuttgart verlegt, doch hatte Carl Eugen sich das seiner Geliebten Franziska, der nunmehrigen Reichsgräfin von Hohenheim geschenkte Schloßgut Hohenheim seit 1773 zum Lieblingssitz gewählt.

Die Tagebücher der Franziska schildern in einer ganz einfachen Sprache – zudem in schönstem Schwäbisch – ihren und des Herzogs Tageslauf – Carl Eugen prüfte sie stets auf ihre Richtigkeit. – Das Leben der schlichten, lebensklugen und gütigen Frau in Hohenheim verlief, von gelegentlichen Festlichkeiten und repräsentativen Veranstaltungen abgesehen, wie das einer Dame des einfachen Landadels. Sie pflegte ihren Garten, steckte und erntete gemeinsam mit dem Herzog Erbsen, Zuckerschäfen, Bohnen, Frühkraut und Rote Rüben, sie nähte und arbeitete an ihren Kleidern, Hüten und Mänteln, sie kochte sich selber gelegentlich etwas und machte auch ihr Zwetschgengesälz selber ein. Dann bekam sie und machte sie viele Besuche, verkehrte mit den Pfarrfrauen der Umgegend und mit den Damen des Adels und auch mit den Stuttgarter Honoratiorenfrauen. Ihr bevorzugter Aufenthalt war die künstliche Köhlerhütte im Park, im sogenannten

„Dörfle“. – Der Herzog, der sich in späten Jahren seiner Regierung jede Angelegenheit berichten ließ und sie sofort und eingehend bearbeitete, wie man mit neidischem Staunen immer den Akten entnehmen kann, arbeitete und schrieb viel in Hohenheim. Die Karlsschule, seine Lieblingsschöpfung, stand im Mittelpunkt seiner Interessen. Der große Landwirtschaftsbetrieb des Hohenheimer Gutes aber mit allem, was damit zusammenhing, war eine besondere Liebhaberei des Paares. Das Bauwesen wurde täglich auf das eingehendste geprüft; der Herzog kaufte und verkaufte Vieh und Pferde, ging auf die Märkte, besichtigte täglich die Ställe, sah nach dem Stand der Felder und Güter; Schneiden und Einbringen der Ernte, des Futters, des Heus und des Ohmds waren ganz wichtige Ereignisse in dem Tagebuch der Herzogin, die den ganzen Tag dabei war und auf dem Felde vom Herzog besucht wurde. Sie schrieb sich genau die Zahl der Garben und Wagen auf, ganz wie eine schlichte Gutsbesitzerfrau.

Zu den Bauern der Filderebene bestand ein patriarchalisches, freundschaftliches Verhältnis, das noch lange in der Tradition weiterlebte. Es wurden Feste und Tänze für die Jungen veranstaltet, die Sichelhenket, für die Franziska die Geschenke immer



Herzog Carl Eugen in Hohenheim. Stich von Viktor Heideloff zwischen 1785 und 1788.

selber einkaufte, wurde mit besonderer Liebe vorbereitet und gefeiert. Daneben wurden idyllisch-theatralische ländliche Feste abgehalten in einem etwas spielerischen Stil, mit öffentlichem Beschenken von Brautpaaren und von Armen, worin sich die gewisse kokettierende Selbstgefälligkeit mischte, die meist den öffentlichen Veranstaltungen des Herzogs anhaftete. Doch trotz der Äußerlichkeit dieser Verbundenheit mit dem Landvolk und der landesväterlichen Teilnahme am Leben der Untertanen war die Stellung des Fürsten eine grundsätzlich andere geworden. Die in sittlichen Grundsätzen wurzelnden Anschauungen der Aufklärungszeit von der Verantwortung des Fürsten dem Volk gegenüber hatten auch Carl Eugen durchaus ergriffen.

Die Hohenheimer Schloßanlage ist der Ausdruck dieses Wandels im Vergleich zum Lustschloß Solitude. Der Architekt Reinhold Ferdinand Heinrich Fischer hat die schwierige Aufgabe, den sehr ausgedehnten Komplex von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden mit einem fürstlichen Corps de Logis in eine Einheit zu bringen, tüchtig, doch keineswegs genial gelöst. Das Zweckmäßige charakterisiert die sehr einfache An-

lage, die sich vom Corps de Logis in schlichten rechteckigen Baukörpern nach hinten staffelt und einen großen Ehrenhof umschließt. Nach Goethe gewährt die Fassade den „gleichgültigsten Eindruck von der Welt“. Die einfachen fürstlichen Zimmer befanden sich im nordwestlichen Flügelgebäude, die der Herzogin im Erdgeschoß, die des Herzogs in der Mansarde. Die Fertigstellung des Corps de Logis hat Carl Eugen nicht mehr erlebt. Der breitgelagerte Außenbau des Corps de Logis mit dem überhöhten Mittelrisalit und der Kuppel erinnert noch an die Solitude, von deren Vorbild sich Fischer nicht ganz hat freimachen können. Doch wie ganz anders ist der Grundwesenszug der Anlage, und dies nicht nur als Folge der geringeren künstlerischen Fähigkeiten des Architekten und der einfachen Formen von Grund- und Aufriß, die die Entwicklung des klassizistischen Formgefühls bedingte. Ein ganz anderes Wollen fand hier seine Form. Der Landedelsitz thront nicht wie das Lustschloß Solitude in unnahbarer Höhe über Land und Leuten. Seine Lage oben auf einem leicht abfallenden Gelände hat nichts Großartiges. Die mächtige Gartenfront beherrscht

nicht die Filderebene, sie begrenzt sie nur gegen Norden. Als ein Rudiment barocker Schloßanlage führt auch durch die Tiefenachse des Hohenheimer Corps de Logis eine gerade Straße. Doch sie hat die architektonische Bedeutung verloren, die die Solitudestraße hatte: sie läuft sich kurz unterhalb des Schlosses tot unten im Körschtal und führt nicht einmal in die Ortschaft Plieningen hinein. Aber sie verbindet Gutshof und Bauerndorf, Fürsten und Untertanen, wie auch die gärtnerischen Anlagen am Schloß sich ohne starke Hervorhebung der Grenzen langsam in den Bauerngütern verlieren.

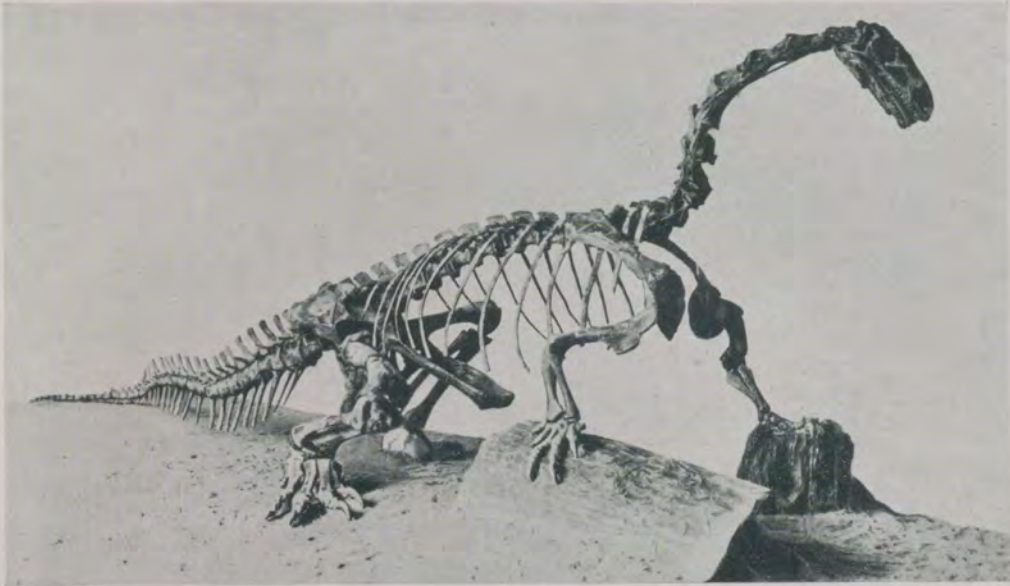
Die englischen Parkanlagen liegen südwestlich abseits vom Schloß, ohne architektonische Bezugnahme auf dieses; als englischer Garten sollte die angestrebte Wirkung einer unverfälschten Natur durch die Gebäude nicht beeinträchtigt werden. Der Park, das „Dörfle“, war die persönlichste Schöpfung von Carl und Franziska, die sich dort sehr viel aufhielten und die Anlagen mit besonderem Stolz allen Gästen vorführten. Er war überfüllt mit kleinen Gebäuden aller Art: ein Merkurtempel, ein Schweizerhaus, ein Grabmal des Nero, ein Tempel der Vesta, ein römisches Gefängnis, eine gotische

Kapelle, ein Einsiedlerhaus, eine Köhlerhütte und zahllose andere „Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie“ nach dem Urteil Goethes. Es waren ihrer zu viele und es war dadurch nicht möglich, einen Eindruck allein ohne Ablenkung durch das nächstgelegene andere Bauwerk zu genießen: immer wieder begegnet ein anderes künstliches Motiv als Träger teils recht abwegiger Gedankenassoziationen. Es war in Deutschland üblich, in den englischen Parkanlagen die Natur durch bedeutungsvolle Monumente gedanklich und stimmungsmäßig zu bereichern und zu steigern. Doch der Hohenheimer Park wurde zur Raritätensammlung; er war in seiner Mischung ländlicher, historischer und antiker Motive die künstliche Folie für den von Herzog Carl Eugen so gern gezeigten ländlich-patriarchalischen Lebenszuschnitt und für seine sehr zur Schau getragenen Bildungsinteressen.

Im Landschloß Hohenheim als Gesamtem haben die Anschauungen eines aufgeklärten Fürsten im selben Grade Gestalt gewonnen wie die großartige architektonische Anlage der Solitude die Herrlichkeit des absoluten Landesherrn zu steigern geeignet war.



„Der Tempel der Vesta“ im Park von Hohenheim. Gouache von Viktor Heideloff (Württ. Landesmuseum)



1. *Plateosaurus trossingensis*. Ein Dinosaurier aus dem Keupermergel von Trossingen. Länge des Skelettes 5 $\frac{3}{4}$ m. Die Tiere liefen bei raschem Gang wahrscheinlich nur mit den beiden Hinterbeinen. Sie nährten sich wohl von Kleintieren. Die Plateosaurier des Keupers bilden eine Ahnengruppe der gewaltigen Riesen-Dinosaurier, die später, während der Jura- und Kreidezeit, in Afrika und Amerika lebten.

Vom Stand des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart

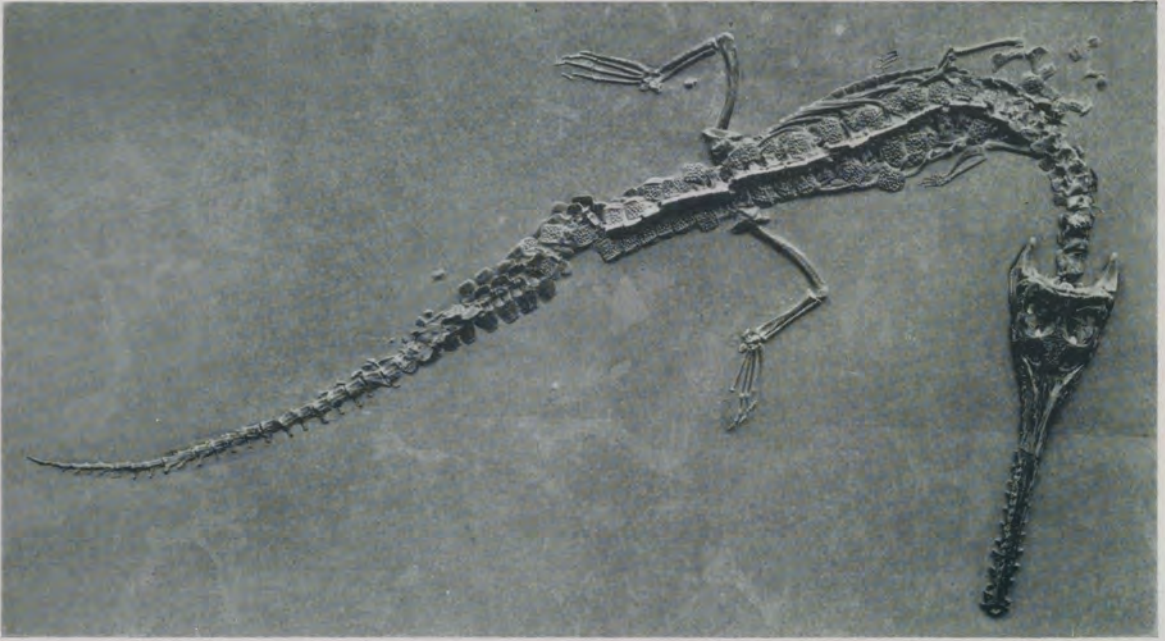
Von Ernst Schüz

1. Vom „Naturalien-Cabinet“ zum Naturkunde-Museum

Die Württ. Naturaliensammlung, wie bisher unser Museum hieß, blickt auf eine gut dreihundertjährige Geschichte zurück. In jener Entstehungszeit zog höfischer Sammeleifer und Wissensdurst alle möglichen Merkwürdigkeiten zusammen. Aus dieser Sammlung („Herzogliches Naturalien-Cabinet und Kunstkammer“) wurde 1791 der nicht naturkundliche Teil ausgesondert; damit war der Grundstein für unser Museum in engerem Sinne gelegt. Man ist schnell bei der Hand, das Sammeln in alter Zeit als primitiv und wahllos abzutun. Es ist daher beachtlich, daß schon damals bestimmte Gesichtspunkte walteten, ja, daß der auftraggebende Herrscher sie sich zu eigen gemacht hatte. Schon 1789, also noch vor der Ausgliederung der naturwissenschaftlichen Sammlungen, drang Herzog Carl Eugen auf

eine Heimatsammlung, indem er den „Württembergischen Thieren“ einen besonderen Raum zuwies und sie jeweils in einem Männchen, Weibchen und Jungen vertreten sehen wollte. Weiter darf man nicht glauben, daß die Darstellungsform der biologischen Gruppen erst eine Erfindung unseres Jahrhunderts sei. Sie bahnte sich schon in jener alten Zeit an. Später, vor nunmehr hundert Jahren, hat der begabte Präparator Ploucquet geradezu dramatische – manchmal wohl zu dramatische – Gruppen gestaltet, die aus dem Stuttgarter Museum bis zur Weltausstellung in London (1851) gelangten und dort erhebliches Aufsehen erregten. Auch der Weg von dem bloß „ausgefüllten Thier“ – „ausgestopft“ klingt für den neuzeitlichen Präparator auch nicht besser – zum vollendeten dermoplastischen Kunstwerk ist im Stuttgarter Museum schon früh besritten worden, vor allem seit 1877 durch Präparator Friedrich Kerz († 1915). Bei dem Reichtum an wertvollen Fossilien war hier auch die paläontologische Präparation zu einer hohen Kunst entwickelt worden.

Man sieht daraus, daß in Stuttgart schon vor langem versucht wurde, dem Gespenst des „toten Museums“



2. *Mystriosaurus bollensis*, ein Meerkrokodil aus dem Juraschiefer von Holzmaden. Länge des Skeletts rund 2 m. Von heutigen Krokodilen besonders durch die kleinen Vorderbeine und die schlankere Gesamtform unterschieden. Die Tiere schwammen wohl hauptsächlich durch schlängelnde Bewegung des Schwanzes. Diese Meereskrokodile der Jurazeit sind eine ausgestorbene Nebenlinie der Krokodilentwicklung.

zu begegnen und wirklich ein Spiegelbild des Lebens zu bieten. Die Neugestaltung des naturwissenschaftlichen Museums hat sich auch bei unserer Anstalt durchzusetzen begonnen. Wesentliche Teile der Aufstellungen (Allgemeine Geologie, Heimatsammlung, „biologischer Saal“) legten von diesem neuen Streben erfreuliches Zeugnis ab. Was wir – gezwungenermaßen – in hoffentlich naher Zeit der Öffentlichkeit neugestaltet vorzustellen haben, wird von vornherein das Gepräge des neuen Museums tragen. Der Besucher soll mehr als systematische Reihen sehen, vielmehr mit den Fragen des Lebens in Biologie, Ökologie, Stammesgeschichte und auch angewandter Naturkunde bekannt werden. Und die Beziehungen des Museums nach draußen, zu Fach- und Liebhaberkreisen, sollen unter einem weit höheren Gesichtspunkt als dem des Sammelns allein stehen. Unsere Anstalt war von jeher eine Art Mittelpunkt des Landes für Forschungen auf verschiedenen Gebieten. Wir sind bemüht, auch in dieser Richtung im Sinne eines „Museions“ zu handeln.

2. Unsere Schau- und Arbeitsstätten

Die „Kunstkammer“, aus der sich 1791 unser Museum entwand, hatte ein Jahrhundert lang (bis 1746) ihren Sitz im „Alten Lusthaus“, das einst an der Stelle des Neuen Schlosses in Stuttgart stand. Es folgte nun eine für die Sammlungen unruhige Zeit, denn in achtzig Jahren mußten sie nicht weniger als sechsmal umziehen! Der letzte Umzug führte 1826 aus dem Alten Schloß in das würdige neue Museumsgebäude in der Neckarstraße 4/6, das allerdings mit dem Staatsarchiv zu teilen war. 1837 mußte ein Stockwerk aufgesetzt, 1863 im rechten Winkel, entlang der Archivstraße, ein Seitenflügel angefügt und dieser dann (1912) verbreitert werden. Dies entsprach einem natürlichen Wachstum, dem bei geregelter Entwicklung durch Ausbau entlang der Archivstraße weiterhin gefolgt worden wäre. Aber die Schausammlungssäle und drei neue Arbeitsräume brannten leider 1944 aus, und nur die mangelhaften Arbeits- und Geschäftszimmer in den Häusern Archivstraße 3 und 4 blieben erhalten.

Nach der kriegsbedingten Vernichtung unserer Haupträume verteilt sich unsere Arbeit auf Stuttgart, Ludwigsburg und Tübingen. Es gilt jetzt, mit allen Mitteln die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß die wertvollen Schätze des Museums wieder richtig gepflegt, vereinigt und zur Geltung gebracht werden können. Dabei ist freilich der allgemeinen Notlage Rechnung zu tragen. Der Ausbau des (ebenfalls abgebrannten) Rosensteinschlusses, das uns von der Bauabteilung des Finanzministeriums angeboten wurde, kann zu einer erfreulichen Lösung führen, wenigstens wenn unweit davon noch zusätzlich Platz für Studien- und Verwaltungszwecke geschaffen wird. Insbesondere begrüßen wir die Einfügung dieses stimmungsvollen Gebäudes in den schönen Rosensteinpark und die räumliche Verbindung mit den Anlagen der Wilhelma. Es könnte hier ein biologischer Mittelpunkt für wissenschaftliche Arbeit, ferner für Bildung und Erholung weiter Kreise entstehen!

3. Forschung

Die wissenschaftliche Arbeit des Museums wird nach außen hin nicht ohne weiteres sichtbar, und doch kommt ihr eine wesentliche Bedeutung zu. Vor allem in alten Zeiten gab es vieles an Sammlungsgut, das neu zu beschreiben war. Auch unser Museum enthält eine ganze Anzahl solcher dokumentarisch wichtiger „Typen“. Obwohl auch heute noch manches Neue auftaucht – man denke an das große Reich der Insekten oder an die immer wieder möglichen Neuentdeckungen ausgestorbener Tiere und Pflanzen –, steht diese rein beschreibende Erfassung der Natur heute nicht mehr so sehr im Vordergrund. Das Hauptgewicht liegt in der Aufdeckung des inneren und äußeren Gefüges, das zu jedem Lebewesen gehört, oder, anders ausgedrückt – um auch dem Anorganischen Rechnung zu tragen –, in der Erforschung der ursächlichen Beziehungen des Geschehens. Der Museumsfachmann muß heute mehr als jemals lebendige Verbindung mit der Natur draußen haben und immer wieder von neuem beobachtend und experimentierend in sie eindringen. Soweit er es mit ausgestorbenen Lebewesen zu tun hat, wird er nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Lebensweise und ihre Umwelt zum Gegenstand seiner Auswertungen machen, vorsichtig schlußfolgernd aus der heutigen Lebewelt und aus Gestalt und Lagerung der Fossilfunde.

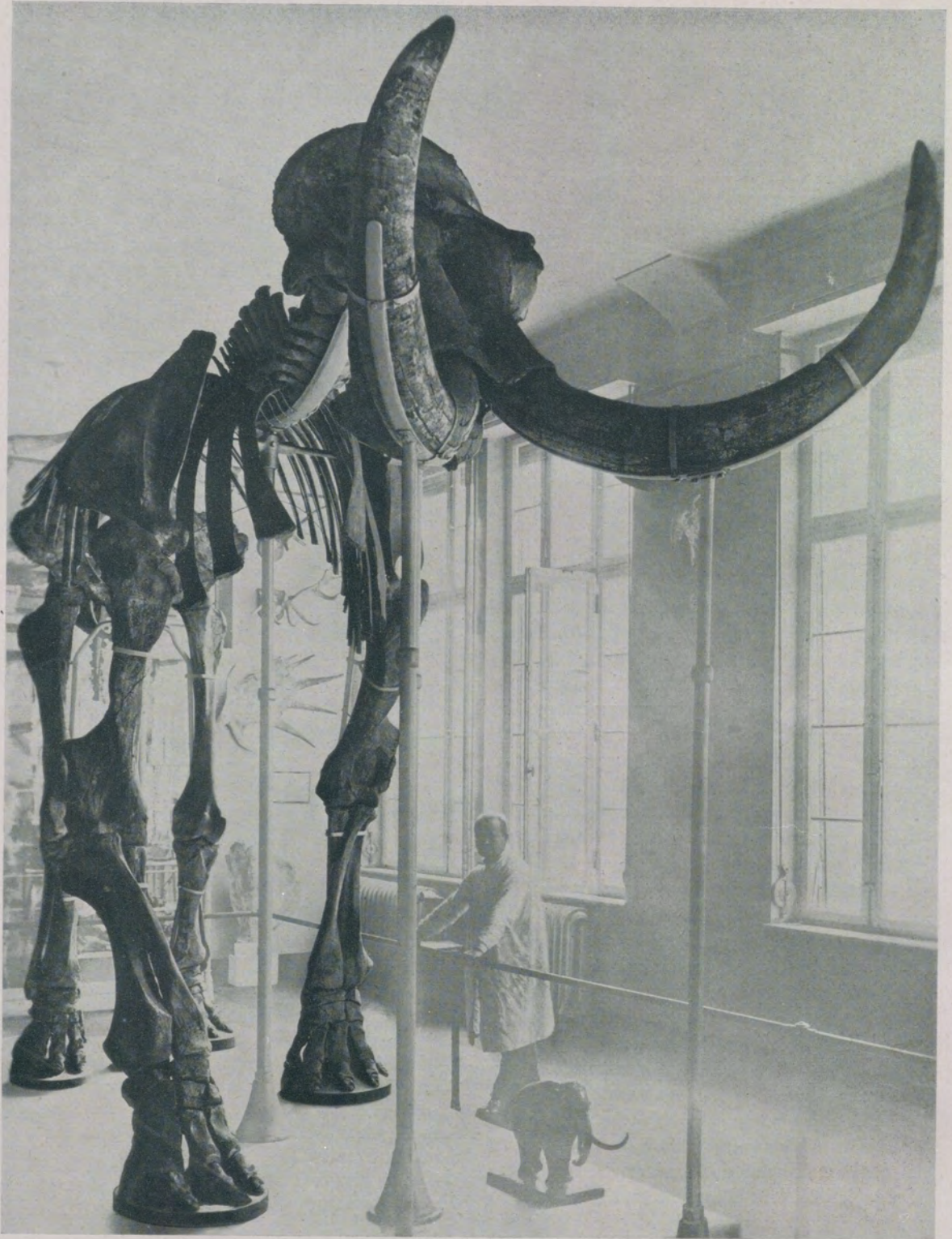
Dieser Entwicklungsgang der Naturwissenschaften tritt uns auch in den zahlreichen Untersuchungen

entgegen, die von jeher aus unserem Museum hervorgegangen sind und die sich mit Namen verbinden wie Carl Friedrich Kielmeyer, Georg Friedrich Jaeger, Ferdinand Krauß, Oskar Fraas, Eberhard Fraas, Benjamin Klunzinger, Julius Eichler, Kurt Lampert, Julius Vosseler, Martin Schmidt, Max Rauther, Erwin Lindner, Fritz Berckhemer, Reinhold Seemann, Richard Vogel und Albrecht Faber. Abgesehen von der Auswertung von Funden sind vielfach zusammenfassende Arbeiten, auch Übersichten in Handbüchern, verfaßt worden. Eine nähere Bibliographie findet sich jeweils in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde, besonders in der „Gedenkschrift zum

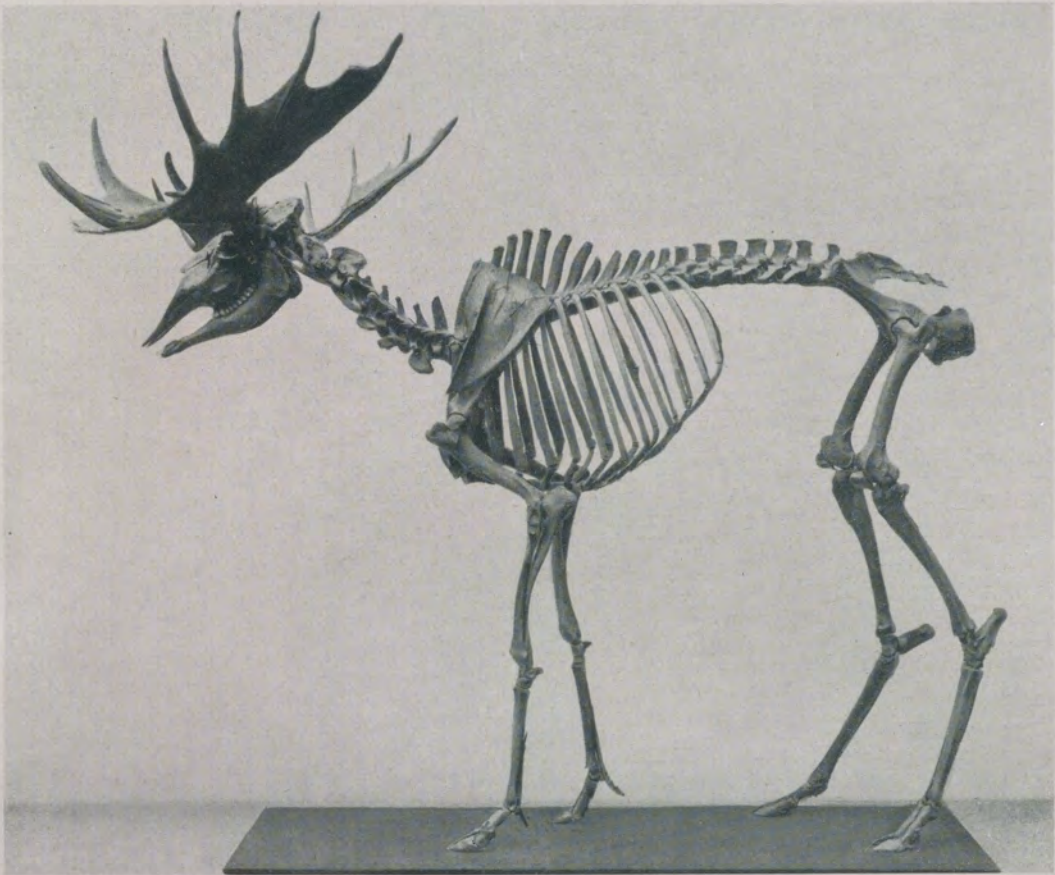


3. *Arsinoitherium*. Alteres Tertiär, Ägypten (Arsinoë = alter Name für die Fayum-Landschaft in Ägypten). Höhe des Schädels 80 cm. Eine ausgestorbene Huftierform mit gewaltigen Hornwaffen aus der Verwandtschaft der Elefantenartigen. Kein anderes lebendes oder fossiles Wirbeltier kommt diesem in der Massigkeit und Größe der Nasenhornzapfen gleich.

hundertfünfzigjährigen selbständigen Bestehen der Württ. Naturaliensammlung“ in den „Jahresheften 96/1940“ (1941). Eine Reihe von Arbeiten wird in



4. *Elephas primigenius fraasi*. Das berühmte Mammutskelett aus den eiszeitlichen Schottern von Steinheim/Murr; Höhe über 4 m; das größte bisher bekannte Stück. Einige Teile sind ergänzt. Rechts unten ein Modell in 1:10.



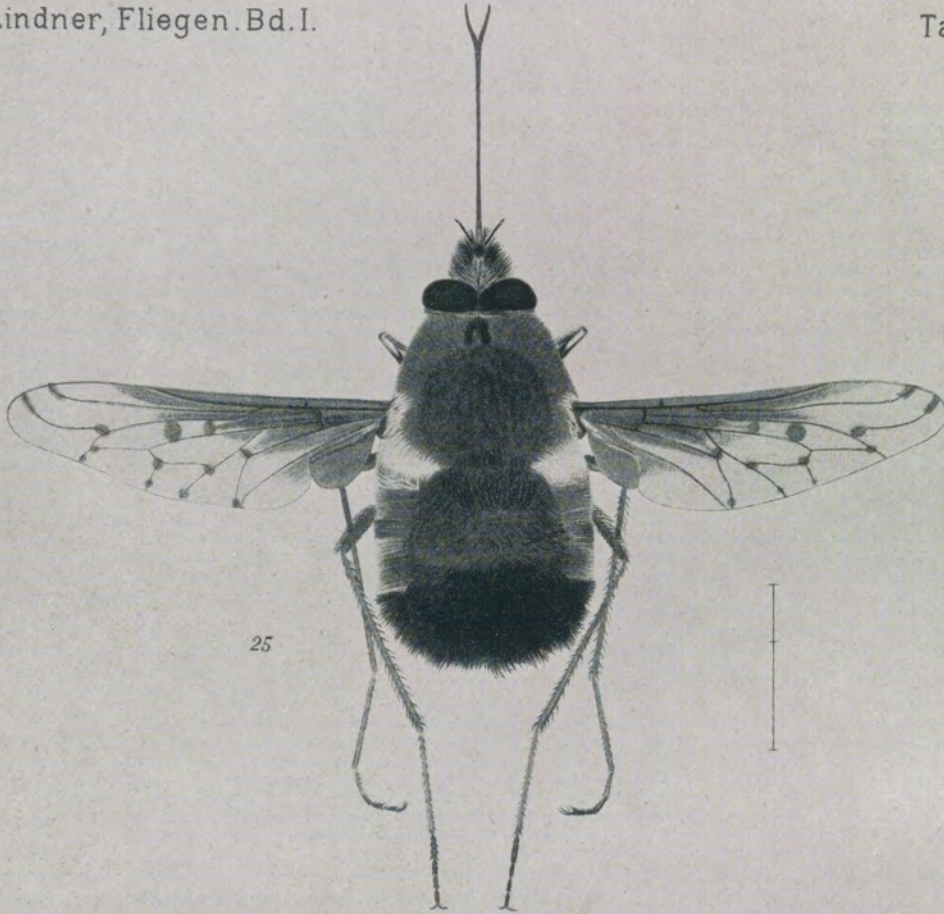
5. Elch (*Alces alces*). Aus dem Torf von Schussenried. Widerrist-Höhe des Skelettes 160 cm. Alluvium. Das Fundlager des Skelettes besagt, daß dieser Elch vor nicht mehr als etwa 4000 Jahren bei uns gelebt hat. (Die beim Riesenhirsch so stark in Erscheinung tretenden Augsprosse fehlen dem Elchgeweih.)

Sonderdruckform als „Mitteilungen aus der Württ. Naturaliensammlung“ im Tauschverkehr an andere Anstalten des In- und Auslandes abgegeben. Die bedeutendste Veröffentlichung, die derzeit läuft, ist das monographische Werk von Erwin Lindner: „Die Fliegen der paläarktischen Region“ (bisher 161 Lieferungen in 8 Bänden, hieraus Abb. 6).

4. Mittelpunkt naturkundlicher Arbeit im Lande

Die Volkstümlichkeit unseres Museums spricht sich unter anderem auch darin aus, daß es zu den Forschern und ernsthaften Naturkennern des Landes in lebhafter Beziehung steht. Man darf sagen, daß beide Teile nehmend und gebend miteinander verbunden sind. Die meisten dieser naturkundlich gerichteten Freunde sind als Mitglieder des Vereins

uns nahe, der gewissermaßen „zum Hause“ gehört: des „Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg e. V.“, der schon 105 Jahre alt und durch die Herausgabe der „Jahreshefte“ über unser Land hinaus bekannt ist. Das Museum ist auch mit den anderen natur- und heimatkundlichen Vereinen des Gebietes verknüpft. Weiter betreuen die einzelnen Abteilungen die ihnen fachlich nahestehenden Gruppen. In Württemberg hat es von jeher auf verschiedenen Gebieten (zum Beispiel Geologie, Paläontologie, Entomologie, Ornithologie) ernsthafte Liebhaber und Fachmänner gegeben, die mit uns Verbindung halten. Unsere Botanische Abteilung als „Zentralstelle für vegetationskundliche Landesaufnahme“ hat eine „Vegetationskundliche Arbeitsgemeinschaft“ von interessierten Lehrern und anderen Kräften im ganzen Lande um sich geschart und



6. *Bombylius discolor* Mikan. Die Arten der Fliegengattung *Bombylius*, Hummelschweber, sind eifrige Blütenbesucher, wozu sie ihr langer Rüssel besonders befähigt. Sie können im Frühling überall in unseren Gärten, in Feld und Wald beobachtet werden. Alle Angehörigen der Familie der *Bombyliidae* sind Parasiten, die meisten solche von Hymenopteren, d. h. ihre Larven leben in den Larven von Wild-Bienen, Wespen usw., und fressen ihren Wirt allmählich auf. (Die Abbildung ist entnommen aus Erwin Lindner, „Die Fliegen der paläarktischen Region“, Band I, Handbuch, erschienen 1949 bei E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. In diesem Werk sind auf 28 lithographischen Tafeln Vertreter aller Dipteren-Familien in 65 Abbildungen dargestellt.)

gewinnt auf diese Weise wertvolle Beiträge für die floristische Aufschließung des Landes. Es sind dies Vorarbeiten für die vegetationskundlichen Kartenblätter 1:25 000, von denen schon Tübingen (A. Faber) und Bietigheim (G. Schlenker) erschienen, Deggingen (R. Hauff) und Herrenberg (A. Faber) fertig und mehrere andere in fortgeschrittener Arbeit begriffen sind. Wenn wir daran denken, daß in diesen

Gemeinschaften Menschen aus ganz verschiedenen Berufen und mit recht verschiedenartiger Vorbildung zusammengeschlossen sind – die sich aber alle in dem idealen Streben nach der Erforschung bestimmter Zweige der Natur verbunden fühlen –, so kann man wohl sagen, daß die Betreuung und Ermunterung dieses großen Kreises der Museumsarbeit auch eine soziale Seite anfügt.

5. Museum und angewandte Aufgaben

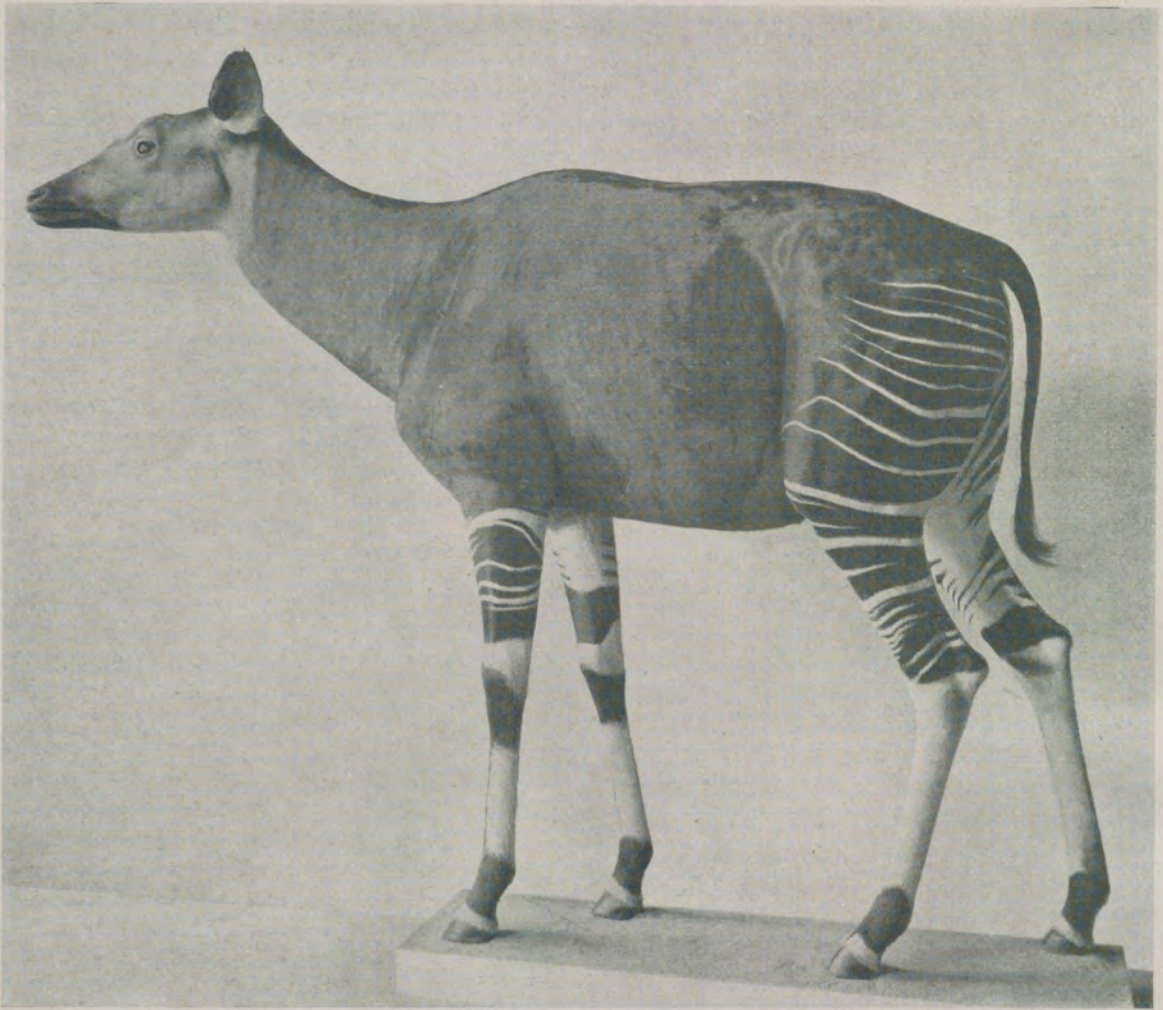
Man denke nicht, daß der Museumsfachmann abseits von den Nöten der Gegenwart sich nur mit weltfernen Aufgaben befasse. Viele Forschungen stehen in enger Verbindung mit den Anforderungen des Alltags. Es ist kein Zufall, daß unmittelbar aus der Geologischen Abteilung unseres Museums einst die nunmehr selbständige „Geologische Abteilung des Württ. Statistischen Landesamts“ hervorgegangen ist, die außerordentlich wichtige Aufgaben in bezug auf Bodenschätze, Bodennutzung, Baugrund, Wasserführung usw. zu lösen hat. Auch heute noch stehen beide Abteilungen in Verbindung und Austausch, weil selbst jetzt noch die geologische Forschung des Museums immer wieder in praktische Fragen ausmündet. Die Wichtigkeit auch der Paläontologie, und zwar besonders für die Kennzeichnung bestimmter Gesteinsschichten, ja sogar ganz schwacher Lagen, ist dem Praktiker wohlbekannt. Die Botanische Abteilung des Museums wurde als „Zentralstelle für vegetationskundliche Landesaufnahme“ mit Aufgaben betraut, die für Land- und Forstwirtschaft wachsende Bedeutung gewonnen haben. Es hat sich nämlich gezeigt, daß das Pflanzenkleid der Erdoberfläche oft in feinsten Weise die Art der Umwelt, besonders des Untergrundes, erkennen läßt. Die Pflanzensoziologie untersucht die qualitative und quantitative Zusammensetzung der Flora. In der Standortskunde arbeiten Bodenkundler, Botaniker, Landwirt, Forstmann, Meteorologe und sogar Historiker zusammen, um die Möglichkeiten zur Aufschließung des Bodens für die Wirtschaft zu beurteilen, je nachdem auch in Zusammenarbeit mit der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege gewisse Gebiete als naturwissenschaftlich kennzeichnend oder einzigartig besonderem Schutz zuzuführen. Aufgabe unserer erwähnten Zentralstelle ist es, in Meßtischblättern 1:25 000 ihre Befunde so niederzulegen, daß zunächst vor allem die Pflanzengesellschaften, ferner aber auch, gleichsam für das geschulte Auge durchscheinend, die Beschaffenheit des Bodens und andere Standortbeziehungen erkennbar werden. Diese Arbeiten sind mit großem Interesse aufgegriffen worden. Forst- und Landwirtschaft haben auf Grund dieser Vorgänge weitere Einzelanalysen vorgenommen. Alle diese Bestrebungen sind nunmehr in einem „Ausschuß für Standortkartierung“ zusammengefaßt.

Auch bezüglich der Tierwelt hat die Naturaliensammlung oft genug Fragen der Praxis zu be-

antworten. Das gilt insbesondere für die Entomologische Abteilung, der immer wieder von forst- und landwirtschaftlicher Seite Insekten, besonders Schadinsekten, zum Bestimmen und zur Klärung der Zusammenhänge überbracht werden. Man denke an die Wichtigkeit solcher Ermittlungen anlässlich der vernichtenden Borkenkäferplage der letzten Jahre. Auch hier ein Beispiel, wo die Zusammenarbeit von Museum und Öffentlichkeit – in diesem Falle vertreten durch Forstbehörde, Pflanzenschutzämter und verwandte Einrichtungen – für beide Teile von Wert ist und auch angewandte Ergebnisse zeitigt. Selbst bei Wirbeltieren (Fischen, gewissen Vögeln, Nagern) wird das Museum in diesem Sinne in Anspruch genommen.



7. Riesenalk (*Alca impennis*). Dieser 90 cm große Bewohner nordischer Gestade seit 1844 ausgerottet. Ein sehr gutes Präparat dieses Vogels ist ein besonderes Wertstück des Stuttgarter Museums.



8. Weibliches Okapi (*Okapia johnstoni*), 1911 im Ituri-Gebiet gesammelt. Die Art ist erst mit Beginn unseres Jahrhunderts in Afrika entdeckt worden. Dem männlichen Okapi sind ebenso wie der Giraffe zwei Stirnzapfen eigen.

Aber: Ist es nicht eine ganz wichtige Art der „Anwendung“, ja vielleicht die wichtigste, wenn wir Erkenntnisse der Naturforschung durch eine moderne Art der Darstellung weiten Kreisen, in erster Linie der aufnahmebereiten und begeisterungsfähigen Jugend, zugänglich machen? Der Mensch soll dabei nicht nur staunend die unvorstellbare Vielfalt der Erscheinungen kennenlernen, sondern auch – wenigstens einen Schritt weit – in die verwickelten Zusammenhänge des Naturgeschehens ein-

geführt werden. Er bereichert sich damit Verstand und Gemüt in einer Weise, wie dies auf anderem Wege kaum möglich ist.

Als zweiter Bericht folgt „Ein Blick in die Sammlungen“.

Die Bilder zeigen Proben von heute noch vorhandenen Sammlungsstücken des Museums. Die Mehrzahl der Aufnahmen stammt von der Württ. Landesbildstelle. Herr Dr. Bergner stellte freundlicherweise die Nummer 7 zur Verfügung.

Für Heinrich Lilienfein

Ansprache bei dem Festakt im Württembergischen Staatstheater am 18. Dezember 1949

In dieser Feierstunde wandern unsere Gedanken hinüber zu einem schwäbischen Dichter, der am 20. November still und zurückgezogen, wie es seiner Art entspricht, den 70. Geburtstag gefeiert hat. Fern vom lauten Getriebe – so verfloß auch bisher sein einem umfangreichen Werk mit treuer und geduldiger Hingabe geweihtes Leben. Seit nun fast 50 Jahren findet er sich fern von seiner Heimat – auch er offenbar einer von jenen Schwaben, die in der vertrauten Geborgenheit der Geburtslandschaft nicht zu bleiben vermochten, sondern hinauszogen, um einen weiteren Raum zu gewinnen, sich in Wagnissen und Mühen zu erproben und zu festigen. Dennoch: er blieb seinem Lande treu, wie es auch seiner als eines zugehörigen Sohnes gedenkt. Wenn nicht die unglückliche Zonengrenze das Hin und Her vereitelte, würde er gewiß sonst heute in diesem Raum sitzen. Im Theater, dem der größere Teil seiner Lebensarbeit galt und gilt. Im Jahre 1879 wurde Heinrich Lilienfein in Stuttgart als der Sohn eines wohlgeachteten Notars und Hofrats geboren. Wer Freude hat am Sinn der Namen und einem magischen Verbalismus, wer ein geheimes Verknüpfungsnetz zwischen Namen und Schicksal zu erkennen vermag, wird diesen Familiennamen ein wenig wohl auch symbolhaft empfinden: als Dichterberufung eines zarten, innigen, empfindsamen und gütigen Herzens. 1564 starb, als Spezialsuperintendent in Fellbach, der erste in Württemberg nachweisliche Vorfahre. Er hatte in die Familie von Johannes Brenz, des schwäbischen Reformators, hineingeheiratet und war wohl selbst ein wackerer Streiter für den neuen Glauben. Gute alte schwäbische Tradition bildete und erzog die Familie Lilienfein. Der Dichter erzählt es einmal selbst: „Pfarrer, Weinbauern, Spengler und Gerbermeister geben sich von Vater- und Mutterseite her Begegnung in meinem Blut“. Kirche, Weinberg, Handwerk – das sind die Zeichen alter schwäbischer Ordnung. Und er fährt fort, daß er solchen Vorfahren „neben religiösem Sinn und philosophischem Trieb die Liebe zur Natur, die Sinnenfreude, die Liebe zum einfachen Mann“ zu verdanken habe. Das ist wahrhaftig eine gute Mitgift – gerade für den, der ein Dichter werden will. Nun war zwar nicht ungewöhnlich, daß schon der Schüler des Stuttgarter Karls-Gymnasiums im Schillerklima der Stadt erste dramatische Versuche in der klassizistischen Jambensprache wagte, wie er sie wohl oft genug von der Bühne des Hoftheaters herab mit rhetorischer Feierlichkeit vernahm. Die Familie mochte erschrecken, als der Sohn nicht an einen Brotberuf denken wollte. Er schloß der Schule das Studium an, um dem Dichtertraum die Grundlage des Wissens und Kennens zu geben. In Tübingen und Heidelberg finden wir ihn von 1898 bis 1902 – als Studiosus der Geschichte, Philosophie und Kunst.

Es war eine große Zeit der deutschen Geisteswissenschaften, die sich gerade von dem Einfluß des Positivismus lösten, Kulturwissenschaft im weitesten Sinne wurden und das klassisch-romantische Erbe als Bildungsfundament neu durchdachten. Lilienfein hatte das Glück trefflicher Lehrer: den redegewaltigen Philosophen Kuno Fischer, den stark politisch interessierten Historiker Dietrich Schäfer, den von Richard Wagner und Bayreuth erfüllten genialischen Kunstgeschichtler Henry Thode zählt er vor allem zu ihnen. Und den Historiker Erdmannsdorfer, der später sein doppelter Schwiegervater wurde. Als die erste Frau, eine begabte Malerin, früh starb, heiratete er deren Schwester. Viele behaglich-anmutige Erinnerungen an diese Jahre geistiger Freiheit und geselliger Herzlichkeit bewahrt der spätere umfängliche Roman „Die große Stille“ vom Jahre 1912, der im Heidelberger Universitätsklima, zwischen prächtig verkauften Professoren, jungen Wissenschaftlern, lieblichen Töchtern und eifrigen Studenten spielt: ein Roman der Liebe – zugleich ein wertvolles Dokument zur deutschen Universitätsgeschichte. Denn längst ist dieses Heidelberg Vergangenheit geworden.

1902 erwarb Lilienfein den Doktorhut – doch damit begann erst die ihm bestimmte Aufgabe. Er ging im gleichen Jahre als freier Schriftsteller nach Berlin. Die Reichshauptstadt war um die Jahrhundertwende endgültig auch zu der Hauptstadt des literarisch-künstlerischen Lebens geworden, zum Mittelpunkt der fortschrittlichen, in die Zukunft hineindenkenenden Geister. Ein fruchtbares Geistesleben bedarf einer solchen Hauptstadt, in der die Kräfte sich im unmittelbaren Wettstreit messen, in der hohe und strenge Maßstäbe gesetzt und klärende Forderungen gestellt werden. Hier herrschte ein rasches und energisches Leben, fielen die geistigen Entscheidungen, erzog und stärkte man sich gegenseitig. Und war nicht gerade die Jahrhundertwende die Zeit kaum übersehbarer neuer Kräfte, Wagnisse und Strömungen? Die Gestalt Friedrich Nietzsches stand beunruhigend und erregend im Hintergrund. Auch Lilienfein erlag zeitweilig der Magie seiner Philosophie und seiner Sprache. 1897 war Stefan Georges Jahr der Seele erschienen – eine völlig neue und ungewohnte Art des lyrischen Sprechens. 1902 kam Rainer Maria Rilkes Buch der Bilder heraus, ein eben so großes und lange kaum verstandenes Geschenk. 1897 gab Jacob Wassermann seinen ersten großen, von der Gewalt seines Erzähltemperaments zeugenden Roman „Die Juden von Zirndorf“ – 1901 druckte man in München die Buddenbrooks von dem noch gänzlich unbekannten Thomas Mann. Und daneben die Fülle der anderen Namen, die in erstaunlich reicher Entfaltung schöpferischer Kräfte eine neue große Epoche deutscher Dichtung ankündigten: Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Karl Spitteler, Ricarda Huch, Hermann Stehr. Es war schon ein Wagnis für den jungen Schwaben, in solchem Kreis das Wort zu ergreifen und auf der Kraft dieses Wortes sein ganzes Leben aufbauen zu

wollen. Vor allem rief ihn das Theater, das seit Gerhart Hauptmanns revolutionärer Uraufführung „Vor Sonnenaufgang“ 1889 in der Freien Bühne im Mittelpunkt des Interesses, des Fortschritts, des Zeit- und Kulturwandels stand. Hauptmann hatte den Naturalismus zum Sieg geführt und war bereits zum Symbolismus auf der Bühne fortgeschritten. Gerade diese Jahre waren eine ungemein bewegte, verwirrte und reiche Zeit für das deutsche Theater. Sein Mittelpunkt war das „Deutsche Theater“, nahe dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Es war ein Triumph für den jungen Schwaben Heinrich Lilienfein, daß eben dort, im Jahre 1904 unter Paul Lindau, sein religiöses Drama „Maria Friedhammer“ zur ersten Aufführung kam. Eine Aufführung an diesem Ort war die Legitimation des Dramatikers. Er konnte die Überzeugung haben, daß er den rechten Weg gefunden hatte. Zunächst gaben die weltanschaulichen Kämpfe der Zeit, christlicher Sozialismus, das Problem der konfessionellen Mischehe die Themen. Jetzt setzt der breite Strom seiner dramatischen Dichtungen ein, der nun in den einzelnen Schöpfungen eine Art Dichtungs- und Stilgeschichte bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges vermittelt. Welche Vielfalt der Stoffe und der Formen! Auch damit steht Lilienfein in einem größeren geschichtlichen Zusammenhang. Es war eine reiche Zeit – auch im Geistigen. Die Kultur des Bürgertums näherte sich in einer Art Überreife ihrem Ende, das die europäische Katastrophe des ersten Weltkrieges setzte, aber es scheint, als habe diese Kultur in einer geradezu verschwenderischen Gebärde nochmals alles dargeboten, was ihr als Erbe und Mitgift teuer und wertvoll war. Man hat viel und abschätzig von dem Historismus, von der Museumskultur der Jahrhundertwende gesprochen, von dem nur noch nachempfindenden und kunstgewerblichen Zug ihrer Dichtung, vom überanstrengten Ästhetentum dieser Bildung, von ihrer verwöhnten Wirklichkeitsferne – letzthin also von einem Versagen der eigenen und schöpferischen Erfahrung. Man hat an ihrer Offenheit gegenüber allen Stilen den Mangel an eigenem Stil getadelt. Gewiß ist dies alles richtig, aber das Negative enthält auch das Positive. Welche Freiheit des Geistes, welche Weite der künstlerischen Erfahrung, welch ein Überblick über die ganzen Besitztümer europäischer Kultur lassen sich erkennen. Werfen wir einen Blick auf Lilienfeins Dramen.

Da ist der Naturalismus in dem dreiaktigen Drama „Der Herrgottswarter“. Man spürt den Einfluß Anzengrubers und Hauptmanns in dieser südwestdeutschen Bauerntragödie, in ihrer stark mundartlich gefärbten, alles Einzelne sorgfältig spiegelnden Sprache. Eine bedrückende Atmosphäre liegt über dem Geschehen, das sich aus Verbrechen, Trieb des Blutes, Haß und Gier dunkel zusammenfügt. Aber zugleich hört man die unverwechselbare Stimme Lilienfeins, die das Stück nun doch aus der Typik des konsequenten Naturalismus heraushebt. Es geht um das innere Ringen von Sünde und Sühne; der Mensch hat die Freiheit, sich selbst zu erkennen und zu

läutern, wenn er vorbehaltlos seine Schuld und ihre Folgen auf sich nimmt und aus der Reue heraus die Kraft findet, in der Seele ehrlich zu sein. Der Mensch erliegt nicht nur, er kann sich auch zum Guten befreien. „Wenn d'Sünd in Menschenkraft steht, dann steht auch die Sühn' in Menschenkraft“ sagt der alte Bauer Niklas, der Verfemte. Dies ist das innere Gesetz: „Recht und schlecht ist der Mensch und wers nit scheiden kann, ist 's Menschsein nit wert.“ Da ist der Gesellschaftsrealismus, wie er durch Hermann Sudermann die Bühne beherrschte, in dem fünfaktigen Schauspiel „Der große Tag“ (1907). Es ist ein Spiel in den Höhen von Ministerium und Beamtenschaft, zwischen Politik und Liebe, Ehre und Schuld. Und auch hier siegt das Menschliche, wenn der Schuldige sich zu seiner Schuld bekennt, damit sich läutert und befreit.

Höher als Macht, Ruhm und gesellschaftliche Ehre steht die Ehre des Herzens. Man erkennt Shakespeare und Hofmannsthal zugleich in dem dreiaktigen Drama „Die Herzogin von Palliano“, das in der italienischen Renaissance um 1550 spielt: eine herbe und große Frau wird zur Erkenntnis der Liebe und ihrer die Menschen verbindenden Kraft geführt. Oder da ist der romantische Neuklassizismus jener Jahre, den wir auch in den dramatischen Dichtungen von Paul Ernst oder Wilhelm von Scholz finden, in dem vieraktigen Drama „Der Tyrann“ (1913). Gerade dieses Spiel in klassisch makellosen Jamben, eine hohe Tragödie, zeigt die Reife und Schönheit der Sprache, zu der Lilienfein aus einer langen Arbeit heraus fähig wurde. Wiederum liegt im Menschlichen das Schergewicht des Geschehens. Eine furchtbare Blutschuld an dem eigenen Weibe hat Periander, Herrscher von Korinth, auf sich geladen; schwermütig, ruhelos, ein von innen her Gequälter, bleibt er auch im äußeren Ruhm einsam. „Macht ist nur Wahn! Und Herrschen ist nur Qual!“ Man glaubt, die Stimme des älteren Grillparzer zu hören. Auf dem Sohn, den der Vater, der ihn einst verstieß, nun zurückholt, liegt die Pflicht zur Rächung des Muttermordes – aber er vermag es nicht. Das Hamlet-Thema klingt hier an. Aber es wird von Lilienfein in das Menschlich-Versöhnende gewendet; nur ein Ziel bejaht dieser Jüngling mit voller Seele: Das Menschliche zu retten mitten im Wirrwarr einer bedrängten Welt.

„Mein Herz ist nicht gemacht
Im Haß emporzuzüngeln, Mord mit Mord
In unerbittlicher Begier zu sünnen –
Wohl aber kann dies Herz, in sich versöhnt,
Sich Freiheit trinken aus der Morgenluft ...
Und lieben kann dies Herz.“

Meist liegt die eigentliche Substanz der Lilienfeinschen Spiele weniger im Ruck und Stoß der Handlung, des theatralischen Geschehens, sondern lyrisch-episch in den inneren Konflikten und Entscheidungen der Gestalten, in der Bewegung ihrer Seelen und Herzen. Von der Schau der Seelen geht der Dichter Lilienfein aus, in denen sich Leid, Größe und Tragik des Menschlichen abzeichnen.

Da ist weiterhin das bewegte, sehr lebhafte und anschauungskräftige historische Schauspiel „Der Stier von Olivera“ in drei Akten (1910) mit einem gemäßigten, seelisch erhöhten Realismus. Wir werden in den mörderischen französisch-spanischen Krieg im Winter 1808/09 geführt, als das spanische Volk, seiner Freiheit beraubt, der nationalen Rache und Ehre alles opfernd, die Diktatur Napoleons abzuschütteln sucht. Krieg und Liebe geben die tragischen Akzente, Haß und Liebe durchziehen das Spiel. Und wieder sammelt sich der Kampf zwischen den großen geschichtlichen Mächten in der Seele von zwei Menschen.

Alle diese Dramen, denen sich noch viele anschließen, sind oft aufgeführt worden – Lilienfeins Name gewann an den Theatern von Jahr zu Jahr einen volleren Klang. Es war ein guter Gedanke des Stuttgarter Hoftheaters, ihn 1910 zum Dramaturgen gewinnen zu wollen; so, wie es mit Wilhelm von Scholz gelungen war. Lilienfein lehnte ab – er wollte die Hände zur eigenen Arbeit frei haben. Den größten Erfolg brachte 1918 die Uraufführung des Dramas „Hildebrand“, das in der Folgezeit an etwa 50 Bühnen gespielt worden ist. Das Wiener Burgtheater hob es aus der Taufe. Wieder öffnet sich der Blick in einen breiten, dichtungsgeschichtlichen Zusammenhang – seit der Romantik war man bemüht, die germanische Heldensage als Mythos des Volkes in neuer Gestalt zu wirkendem Leben zu bringen. Lilienfein schrieb hier die Tragödie des Heimkehrers, der das Schwerste erleiden muß. Nach vielen Jahren kehrt Hildebrand von der Heerfahrt zurück, unerkannt und bedroht vom eigenen Sohne. Seine Gattin aber, die längst in wahrhaftiger Liebe sich einem anderen zugesellte, will und darf ihn nicht erkennen, um nicht alles, ihre Ehe, ihr Glück, die Liebe ihres Sohnes zu verlieren. Sie läßt den Sohn gegen den Unbekannten, der sein Vater ist, kämpfen, sie muß sehen, wie der Vater den Sohn erschlägt – durch ihre Schuld. Unerkannt, mit trostloser Schwermut des Herzens, zieht Hildebrand weiter in das Ungewisse hinein. Hier hat Lilienfein den Schritt in die Düsternis des unentrinnbar Tragischen gewagt.

Es wäre noch viel aufzuzufügen; mehr als zweiundzwanzig dramatische Dichtungen zeigen den Namen Heinrich Lilienfein als Verfasser. Geschichtliche Spiele wie „Cagliostro“, wie „Nacht in Polen 1812“ oder die Tragödie eines Kaisers „Tale Kolup“ wären zu nennen, das Mysterium „Die Erlösung des Johannes Parricida“ oder schließlich der „Karneval ohne Ende“ – ein Spiel zwischen Tanz und Tod im sinnlichen Zauber des venezianischen Rokoko. Hier im Stuttgarter Theater kam es zur Uraufführung. Man müßte von dem „Großen Karaman“ sprechen, jener Spiegelung der eigenen Zeit in den mythischen Gestalten und Vorgängen der sagenhaften Insel Ilerda. Und nicht zu vergessen die durch viele Aufführungen trefflich bestätigten Lustspiele, als da sind „Annemarie gewinnt den Preis“ oder der „Besuch aus Holland“. Noch immer wären wir nicht am Ende. Die schwäbische Landschaft hat nicht eben viele Dramatiker

hervorgebracht – sie sollte sich deshalb um so mehr dieses fleißigen Sohnes erinnern.

Dennoch: Wir haben bisher das Lebenswerk Heinrich Lilienfeins nur von einer Seite betrachtet. Auch ein statliches episches Werk baut sich vor unseren Augen auf. Der Erzähler Lilienfein hat kühne Experimente vermieden, wie wir ihn überhaupt ja nicht im Zuge aller jener exzentrischen Literaturtendenzen finden, die seit dem ersten Weltkriege rasch und radikal wechselten; sei es expressionistische Ekstase, skeptisch-illusionslose Sachlichkeit, vielschichtiger Psychologismus oder romantisch-mythische Schwärmerei. Der erste Roman „Modernus“ zeigt den jungen Schriftsteller, der um sein Weltbild, einen metaphysischen Individualismus, ringt. Mit Schopenhauer und Nietzsche beginnt Lilienfeins philosophischer Weg. Er endet in einem metaphysisch legitimierten Individualismus, der die Persönlichkeit als den letzten Wesenskern bejaht – eine Persönlichkeit, die sich im Kampf mit Neigungen, Leidenschaften, Irrungen und Umwelt läutert, kräftigt und die zum Guten findet: zum Guten als Wahrhaftigkeit des Ich-Seins, als Lauterkeit des Herzens, als Dienst am Mitmenschen, als Gestaltung einer reinen Menschlichkeit. Es lebt darin noch viel vom Geist des deutschen Idealismus, von Weimars Tradition. „Ein jeder lebt, was er muß“ – dieses Gebot gilt für die Gestalten seiner Dramen wie seiner Erzählungen. Auf dem Weg der Schmerzen und der Täuschung über sich selbst wird das reinere und höhere Ich geboren. Auch der Erzähler Lilienfein schweift durch viele Zeiten und vielerlei Lebensbereiche. Kleine Skizzen, nachdenklich, nicht ohne Humor und Selbstironie und mancherlei wohlbegründete Lebenserfahrung sammelt zum Beispiel der Band, der den Titel „Der Schatz im Aker“ (1921) trägt. In die Not, die Abenteuer, die Glaubenskämpfe des Dreißigjährigen Krieges führen, mit innigem Einfühlungsvermögen in das Geschichtliche, die Erzählungen, die die schmerzliche Überschrift „Und die Sonne verlor ihren Schein“ verbindet. „Die feurige Wolke“, „Das trunkene Jahr“ sind mit höchst bewegter, anschauungsgesättigter Handlung erfüllte und doch lyrisch verinnerlichte Romane. Und der Schwabe Lilienfein sucht die Einheit von Heimat und Ferne, die er in seinem eigenen Leben fand, in den Dichternovellen um Wieland, Schiller, Hölderlin zu bekräftigen, die er unter dem Titel „Aus Weimar und Schwaben“ 1925 zusammenfaßte. Vor allem aber ist uns sein wohl bester Roman „In Fesseln – frei“ im Gedächtnis, der große Schubartroman, der ihm den Schwäbischen Dichterpreis bescherte und der nun schon eine sehr stattliche Auflagenzahl erreicht hat. Es ist das Lebensbild eines großen, genialisch-unglückseligen Schwaben, der unter dem Druck des feudalen Absolutismus, aus dem Volke stammend und ihm gehörig, nach Freiheit rief und von der Gewalt niedergeworfen wurde – jener Christian Daniel Schubart, der den Deutschen die ersten revolutionären Lieder, die erste freie politische Zeitung schenkte, der das Recht der eigenen Meinung über alles stellte, tapfer, bedenkenlos, bis man

ihn einkerkerte und nur noch als das gebrochene Opfer fürstlicher Launen entließ. Es ist der gleiche Schubart, der, in der Enge seiner Heimat erstickend, maßlos, lebensgierig, ein genialischer Egoist, sich selbst nicht in Zaum zu nehmen wußte und so dem Unglück entgegen-taumelte. Ein Opfer, wie es deren in unserem Volk bis in die Gegenwart so viele gegeben hat. Hingerissen von Kraft und Schicksal seiner Gestalt, hat Lilienfein hier seiner Heimat ein großes Geschenk, ein von ihrer Geschichte und ihrer Wesensart prall gefülltes Buch ge-reicht.

1910 lehnte Lilienfein es ab, nach Stuttgart zu kommen. 1920, nach der Katastrophe des Krieges, nahm er, Berlin verlassend, in Weimar ein Amt an, dem er bis zur Stunde treu blieb. Er wurde Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar, deren Aufgabe es ist, notleidenden und gealterten Schriftstellern zu helfen. Hier gab es viel zu sorgen und zu lindern. In einem Roman Lilienfeins findet sich das Wort: „Taten ohne Worte leben wohl, aber Worte ohne Taten sind tot.“ Die Güte und Menschlichkeit, die sein Werk ausstrahlt, konnte nun hier im praktischen Leben verwirklicht werden. Es ist kein leichtes Amt: Immer wieder rissen ihm die Unglücksjahre seit 1920 – Inflation, Krieg, Währungsreform – die Mittel aus der Hand, immer von neuem hat er sie, auch jetzt, wieder gesammelt, um wenigstens bescheiden helfen zu können. In Berlin war er, wie er selbst sagt, fünfzehn Jahre lang nach einer träumerisch-überschwenglichen Jugend in die „gesunde Schule der Nüchternheit und zähen Arbeitsamkeit“ ge-gangen. Wir fühlen uns an ähnliche Worte und Geständ-nisse des jungen Gottfried Keller über seine Berliner Erziehungsjahre erinnert. Der Lohn war nicht aus-geblieben. Er zeigte sich nicht in einer lauten Publizität; niemals wird Lilienfein am lärmenden Markt stehen, heute auf den Thron gesetzt, morgen schon geschmäht.

Vielleicht widerspricht es überhaupt dem schwäbischen Wesen, viel von sich reden zu machen. Dennoch flossen ihm mancherlei Ehrungen zu: die silberne Wartburg-rose deutscher Dichtung, die auch Paul Ernst, Agnes Miegel, Hermann Stehr, Börries von Münchhausen er-hielten, die Goethe-Medaille, die 1932 der Reichspräsi-dent verlieh, der Schwäbische Dichterpreis. Alle diese Ehrungen waren nicht nur dem Dichter, auch dem be-währten treuen Verwalter der Schillerstiftung, dem Not-helfer in schwierigen Lagen gewidmet.

Wir wollen hier nicht prophezeien, was in einer un-gewissen Zukunft von Lilienfeins Werk lebendig er-halten bleiben wird. Immer gültig wird der Grund-gedanke sein, der alle seine Arbeiten durchzieht: Der Leidensweg des Menschen aus Irrtum und Selbstverken-nung zur Klarheit über sein Selbst-sein und zu einem handelnden Bekennen gegen alle und trotz aller Be-irrungsversuche. Gültig bleibt seine Lehre eines meta-physischen Individualismus, der nicht ein Sich-Ausleben, sondern ein Sich-in-den-Dienst-Stellen, ja, ein Sich-selbst-Opfern bedeutet. Gültig bleibt der Ernst dieses Schaffens, sein Sinn für die Würde der Sprache und die Wärme seines menschlichen Ethos. Lilienfein hat in seinem Roman ein gutes Wort über die Dauer im Geistigen gesagt: „Die sogenannten Klassiker ... schrieben nicht für die Ewigkeit eherne Gesetze auf eherne Tafeln. Und der größte unter ihnen wäre der erste, zu rufen: Legt uns zu den Toten, wenn ihr anders nicht leben könnt! Schafft euch euer eigenes Gesetz, aus eurer eigenen lebensheißen, stürmischen Notwendigkeit. Nur ein Ge-setz laßt es sein und keine Willkür! Mit oder gegen uns – zwingt das Leben und laßt's nicht euch zwingen.“ Möge ihm ein glücklicher Lebensabend gegönnt sein, das Bewußtsein eines gut und aus allen Mühen und Gaben recht erfüllten Lebens. Diesen Gruß sendet ihm heute seine Vaterstadt.

Fritz Martini

Um Stuttgarts Kleinod

„Stuttgarts Kleinod“ –, so lautet der Titel der 1936 erschienenen Geschichte der ehemals königlichen An-lagen, die wir O. Gerhardt verdanken. Sie, die schlecht-weg „Anlagen“ genannt wurden und heute in „Theater-platz“, „Schloßgarten“ und „untere Anlagen“ aufgeteilt sind, sind viele Jahre und Jahrzehnte lang der Stolz und die Freude des ganzen Landes, vor allem aber der Stuttgarter gewesen, die hier ihre Erholung suchten und fanden. Aber sind sie dies auch heute noch?

Auch sie haben schwer unter dem Hagel der Bomben gelitten, zumal in der Nähe des Bahnhofs. Viele der schönsten alten Bäume sind zerfetzt und verstümmelt worden und in den Ofen gewandert, immer wieder sterben weitere Bäume ab, die man zunächst stehen ließ, weil man auf Ausheilung ihrer Splitterschäden hoffte.

Besonders schlimm hat der Tod in den Reihen der alten Platanen gehaust, vom Theatersee bis zum Denkmal Graf Eberhards.

Manches ist geschehen, die Wunden zu schließen und jeder Stuttgarter hat wohl verstanden, daß man nicht überall zugleich beginnen konnte und hat in dem tat-kräftig durchgeführten Wiederaufbau der Wilhelma-gärten und -schauhäuser einen verheißungsvollen Auftakt gesehen.

Aber doch ist, wer heute vom Bahnhof her den Schloß-garten an der Ecke betritt, die dem ankommenden Fremden zuerst in die Augen fällt, enttäuscht. Er fragt sich, worauf man eigentlich noch warte, ehe man diese Ecke, die „Visitenkarte der Stadt“, in würdigen Zu-stand bringt. Wohl ist schon allerhand geschehen, die Zeugen der Fliegerbedrohung sind verschwunden und der Rasen ist wieder in geordnetem Stand, nachdem lange Zeit Gefahr zu drohen schien, er werde, immer



mehr von Buden und Zelten besetzt, allmählich zum Rummelplatz sich auswachsen. Aber noch ist weder Baum noch Busch neu gepflanzt, um den Platz hier gegen die Straße abzuschließen und ihn zum Eintrittsraum, zum Vorhof der Anlagen zu gestalten, und noch immer steht dort die häßliche Baracke aus der Zeit der Not, die niemals ihrem eigentlichen Zwecke gedient hat und neuerdings sogar einen Lagerplatz sich anzugliedern im Begriff zu sein scheint. Ja, man kann Vermutungen hören, daß gerade um diese für das Stadtbild so wichtige Ecke sich allerhand Liebhaber bemühen, zu Zwecken, die alles andere bedeuten würden als die hier so sehr erwünschte würdige Gestaltung.

Dazu kommt, daß noch keine Klarheit zu bestehen scheint über die Erbreiterung der Schillerstraße, die über kurz oder lang unvermeidlich werden wird und eigentlich schon heute dringend erscheint. Wie war es doch noch vor vierzig Jahren, vor der Verlegung des Bahnhofs? In den wohlgepflegten Anlagen zog sich die herrliche Platanenallee vom Theatersee ohne Unterbrechung zum Eberhardsdenkmal, das sie in unvergleichlicher Rundung umfaßte, um sich talab als Kastanienallee fortzusetzen. Das Denkmal lag, fernab vom Lärm des Verkehrs, wohlbehütet im Schutze der rings sich breitenenden Baumkronen.

Daß der Durchbruch der Schillerstraße den Zusammenhang zerschnitt, das war nicht zu vermeiden, und wenn

sie heute erbreitert wird und dem Denkmal noch näher auf den Leib rückt, so muß auch das in Kauf genommen werden. Freilich mag man sich fragen, ob dann nicht etwa das Denkmal besser an einen ruhigeren Platz versetzt werden sollte, zumal es ja sein Laubdach verloren hat und das Rund der alten Platanen so stark aufgerissen und weiter bedroht ist, daß es richtiger scheint, den Baumsatz einheitlich völlig zu erneuern, als nur die Lücken auszufüllen – sofern man das Rund überhaupt beibehalten und nicht die Allee geradeaus durchführen will, um den ursprünglichen Durchblick wieder zu öffnen? Dieser Gedanke wird freilich wohl daran scheitern, daß die Kosten der Versetzung zu hoch sind und daß es gar nicht möglich sein wird, einen anderen Platz zu finden, der dessen, der „sein Haupt konnt kühnlich legen jedem Untertan in Schoß“ würdig erscheint. Lassen wir also diese Frage dahingestellt und das Denkmal, das jedem Schwaben ans Herz gewachsen ist, am alten Platze.

Da mündet nahe beim „Eberhard“ die alte Reitallee, vom Neckartor herkommend, in die Schillerstraße ein. Sie bestand hauptsächlich aus Ulmen, die erst durch die Ulmenkrankheit, dann durch die Bomben so stark gelichtet und verunstaltet wurden, daß eine Neupflanzung nicht zu umgehen sein wird, sofern sie überhaupt erhalten bleibt. Aber nun ist der Gedanke aufgetaucht, im Zuge dieser Allee eine Autostraße anzulegen, um die

Neckarstraße vom Neckartor bis zur Schillerstraße zu entlasten. Dadurch würde der ganze Lärm des Verkehrs in die Anlagen selbst auf der Seite hereingetragen, die bisher noch die ruhigste ist, weil sie durch die Häuserreihe der Neckarstraße geschützt wird. Es ginge ja nicht nur um „ruhig dahingleitende“ Personenkraftwagen, man müßte auch die Lastkraftwagen und Krafträder in Kauf nehmen, die den Lärm teils gar nicht vermeiden können, teils gar nicht vermeiden wollen, und das würde, zusammen mit der unvermeidbaren Luftverschlechterung, das Ende der Anlagen als Ort der Erholung bedeuten, welch letztere wahrhaftig auch heute noch kein „Luxus“ ist. Und was wäre gewonnen? Lediglich die Entlastung der Neckarstraße auf eine kurze Strecke, denn von der Schillerstraße aus müßte der Verkehr zum Charlottenplatz ja doch wieder in jene zurückgeleitet werden und dem Verkehr zum Bahnhof dient ja die Cannstatter Straße. Diese ist entlang den unteren Anlagen wohl noch lange hin jedem Verkehr gewachsen und kann im Notfall durch Überdeckung des Nesenbachs erbreitert werden. Zur Behebung der Schwierigkeiten an der Kreuzung mit der Heilmannstraße, der früheren Retraitestraße, dürften geringfügige Abrundungen ausreichen.

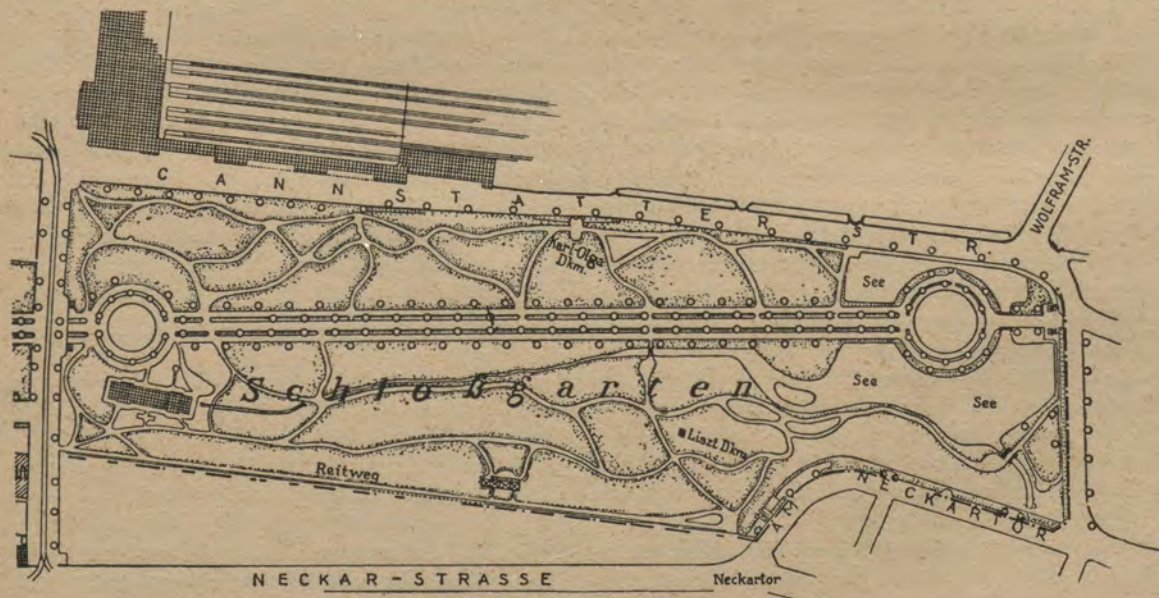
Weit bedrohlicher ist der Plan, dort den Verkehr von der Wolframstraße her gegen Süden nicht mehr durch den Querteil der Cannstatter Straße zu leiten, vielmehr die Wolframstraße bis zum Neckartor durch die Anlagen durchzubrechen. Das sieht auf dem Stadtplan ganz einfach und fast selbstverständlich aus und hätte sicher seine Vorteile, denn über die Zweckmäßigkeit, den von Norden nach Süden durch die Stadt flutenden Verkehr vom Bahnhof wegzuziehen, ist nicht zu streiten. Allein diese Strecke würde gerade über die Seen hinweg, über die Insel mit der zerstörten Hylasgruppe führen, den schönsten Teil des Sees zerschneiden

und ausgerechnet das stimmungsvollste Stück der gesamten Anlagen, das am wenigsten von der Zerstörung berührt ist, aufs schwerste treffen. Die mächtigen Platanen am Seeufer sind einmalig und unersetzlich, zumal im Zusammenklang mit dem – leider zur Zeit noch sehr getrübbten – Wasser.

Man kann ein Gebäude, das der Planung im Wege steht, abreißen und an anderer Stelle wieder aufbauen oder durch einen Neubau ersetzen, man kann auch Bäume fällen und anderswo neue pflanzen, man kann eine Grünfläche opfern und dafür eine neue, vielleicht schönere anlegen, was man aber nicht kann, das ist, für alte Bäume Ersatz schaffen! Ein Baum, eine Baumgruppe, die in hundertfünfzig und mehr Jahren zu einem wahren Denkmal der Natur herangewachsen ist und noch volle Lebenskraft zeigt, verlangt Achtung und Ehrfurcht von jedem, sie fordert auch vom Verkehrsplaner, daß er ihr nicht als Nurtechniker gegenübertritt, sondern als Mensch.

Wohl sind die „Anlagen“ heute nicht mehr das und können nicht mehr das sein, was sie vor fünfzig Jahren gewesen sind, zur Zeit, als der Großteil der Stuttgarter noch im Tale seine Erholung suchte und fand. Aber ihre kulturelle Bedeutung für das ganze Land haben sie nicht verloren und als Grünfläche für die Erneuerung und Reinigung der Luft, für die Gesundheit der Bevölkerung der unteren Stadt sind sie heute wichtiger als jemals vorher. Und der Mensch und seine Gesundheit ist immer noch wichtiger als der Verkehr, der ihm dienen soll, aber ihn nicht beherrschen, nicht zum Selbstzweck werden darf. Oder sollten wirklich die Stuttgarter heute in den Anlagen nur noch ein Verkehrshindernis sehen, das man nicht schnell genug zum Grünstreifen herabdrücken oder gar einmal ganz beseitigen kann? Wie stellen sich die Stuttgarter zu diesen Fragen?

Otto Feucht



Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

Mit volkskundlicher Arbeit befassen sich seit je viele Stillen im Lande. Der eine mag sich um die geschichtliche Entwicklung der Heimat und ihres Volkstums bemühen, der andere seine Liebe etwa dem Volkslied im besonderen zuwenden, die alten Weisen sammeln und sie in der Singgemeinschaft den kommenden Geschlechtern zu erhalten suchen, und der dritte mag sich den Flurnamen und ihrer Deutung hingeben. Viele Männer und Frauen aus allen Schichten braucht der Forscher vom Fach in der Pflege der Volkskunde neben sich.

Dieser Wegweiser soll eine erste Verbindung schaffen zwischen allen denen, die sich aus Beruf oder Liebe mit der „Kunde vom Volk“ befassen. Er will zugleich dazu beitragen, die weithin herrschende Unklarheit über den Umfang des gesamten Gebiets zu beseitigen, und dieses, wenn auch nur in Andeutungen, in seiner ganzen Weite und seinem Reichtum zeigen. Als treuer Berater soll er seinen Besitzer über manche Jahre hin begleiten und ihn an die vielen Einzelheiten des Stoffes und an die Möglichkeiten der eigenen Mitarbeit erinnern.

Dem Inhaltsverzeichnis folgen Erläuterungen in der Form von Stichwörtern zu den einzelnen Kapiteln und Abschnitten. Für die Auswahl der genannten Tatsachen waren die Verhältnisse auf südwestdeutschem, genauer württembergischem Boden maßgebend. Trotz der örtlichen Beschränkung kann die Zusammenstellung aber nicht vollständig sein, schon deshalb nicht, weil der Stoff nicht starr ist, sondern sich immer entwickelt und neue Formen zeigt.

Nicht nur mit dem Alten oder mit dem Vergehenden, auch nicht etwa nur mit dem Bauern hat es die Volkskunde nämlich zu tun, sondern mit dem gesamten volkstümlichen Leben in Vergangenheit und Gegenwart, in Stadt und Land, in allen Schichten der Gesellschaft. Sie begnügt sich auch nicht damit, bloß statistisch die Tatsachen zu erfassen, sondern sie untersucht, wie sich die Menschen zu den Erscheinungen stellen und wie diese auf sie wirken. Wenn z. B. ein Dorf noch Tracht trägt, so ist es für die Forschung natürlich von Wert, die Einzelheiten dieser Tracht zu erkennen; aber viel wichtiger ist es ihr zu hören, ob bei den Trägern noch echte Bindung an die Überlieferung besteht oder man die überkommene Kleidung nur aus Gründen der Fremdenwerbung oder aus persönlicher Gefallsucht anzieht. Es ist dem Volkskundler auch nicht in erster Linie wichtig zu erfahren, wieviele Heimatvertriebene jetzt in einem bestimmten Dorf wohnen und woher sie kommen, sondern er will wissen, wie sich aus dem Gegen-, Neben- und Ineinander von Alteingesessenen und Neugekommenen (beiden gilt unsere Aufmerksamkeit, und beide sind zur Mitarbeit aufgerufen) ein neues Volkstum bildet – ein Vorgang von der allergrößten Bedeutung, der sich heute vor unseren Augen abspielt.

Wer diesen Wegweiser mit volkskundlichem Verständnis in die Hand nimmt, sieht darin nicht eine zusammenhanglose Aufzählung, sondern in jeder Einzelheit das Bild des Ganzen. Ebenso weiß er, daß die Volkskunde ihr Augenmerk immer auf den Menschen in der Gemeinschaft richtet, auch wenn das Geographische oder das rein Geschichtliche hier bisweilen scheinbar im Vordergrund steht.

Alle, die sich zur Arbeit anregen lassen, werden finden, daß sie der Weg ohne eigenes Zutun von jedem Einzelgebiet aus in das Ganze der Volkskunde weiter führt. Ihr Bemühen ist über die Grenzen der Wissenschaft hinaus von Bedeutung; denn heute hat das volkskundliche Tun deshalb besonderen Sinn, weil es mithilft, durch die Werte der Heimat – seien es die der alten oder die einer neu zu gewinnenden – dem flüchtigen Menschen einer flüchtigen Zeit wieder festeren Wurzelboden zu geben.

Für Hilfe und Klärung steht die Württ. Landesstelle für Volkskunde, Abt. Volkstum im Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart N, Hegelplatz 1^{II}, Lindenmuseum, jederzeit gern zur Verfügung.

I. Siedlung

1. Stadt. – 2. Dorf. – 3. Einzelhof. – 4. Zeitweilig bewohnte Plätze (z. B. Maiensäß, Sommersiedlung, Zeltstadt). – 5. Neusiedlungen. – 6. Gemeinschafts- und Zweckgebäude. – 7. Siedlungsnamen und volkläufige Benennungen.

II. Flur und Markung

1. Landschaft. – 2. Markungsteile, Flurformen. – 3. Flurbereinigung, Umlegung, Bodenreform. – 4. Landschafts- und Flurnamen.

III. Verkehr (vgl. XII, XIV)

1. Wege, Straßen, Bahnlinien, Wasserwege, Brücken. – 2. Verkehrsmittel. – 3. Gemeinde-, Kreis- und Landesgrenzen. – 4. Volkläufige Benennungen.

IV. Haus und Hof

1. Hof- und Hausformen: a) Anlage, Zweck der Teile, b) Baustoff, Konstruktion. – 2. Grund- und Aufriß der Einzelbauten. – 3. Lage in der Siedlung, Stellung zur Straße. – 4. Hausschmuck. – 5. Hausinneres und Hausrat. – 6. Haus- und Krautgarten. – 7. Haus- und Hofnamen. – 8. Volkläufige Benennungen einzelner Teile und Räume.

V. Leben und Arbeit im Hause (auch jahreszeitlich bedingt; vgl. XIV, XVIII)

1. Ablauf des Tages, der Woche, des Monats, des Jahres. – 2. Hausarbeit für den Eigenbedarf. – 3. Volkläufige Benennungen.

VI. Gesinde

1. Fest Gedingte. – 2. Kurzfristig Gedingte. – 3. Angehörige im Arbeitsverhältnis. – 4. Handwerker auf der Stör. – 5. Gesindebräuche. – 6. Volksläufige Benennungen.

VII. Ernährung, Körper- und Gesundheitspflege

1. Speisen und Getränke: a) im Alltag, b) an Feier- und Festtagen. – 2. Eß- und Trinkgerät. – 3. Baden, Turnen, Gymnastik. – 4. Schönheitspflege. – 5. Volksläufige Benennungen.

VIII. Kleidung, Tracht

1. Arbeits- und Berufskleidung. – 2. Allgemein übliche Bekleidung: a) am Alltag, b) an Feier- und Festtagen. – 3. Tracht: a) am Werktag, b) an Feier- und Festtagen, c) bei besonderen Gelegenheiten. – 4. Haar- und Barttracht. – 5. Schmuck. – 6. Volksläufige Benennungen.

IX. Landwirtschaft

1. Arbeit. – 2. Geräte. – 3. Getreidebau. – 4. Graswirtschaft. – 5. Hackfruchtbau. – 6. Gemüsebau und andere Kulturen (z. B. Tabak, Mais, Hopfen). – 7. Obst- und Weinbau. – 8. Wildfrüchte (z. B. Beeren, Pilze, Wildgemüse). – 9. Schutz und Abwehr. – 10. Volksläufige Benennungen.

X. Vieh und Haustiere

1. Viehzucht, Stallwirtschaft, Weidwirtschaft. – 2. Zugtiere, Reittiere. – 3. Geflügel und Kleintiere. – 4. Sonstige Haustiere, Lieblingstiere. – 5. Bienen. – 6. Lock-, Leit- und Scheuchrufe. – 7. Volksläufige Benennungen.

XI. Wald und Jagd

1. Forstwirtschaft. – 2. Holzwirtschaft. – 3. Hoch- und Niederjagd. – 4. Schutz und Abwehr. – 5. Wilderer. – 6. Volksläufige Benennungen.

XII. Wasser und Fischerei (vgl. III, XIV)

1. Natürliche und künstliche Wasserläufe. – 2. Wasserversorgung. – 3. Bewässerung, Entwässerung. – 4. Wasserkraft. – 5. Flößerei. – 6. Teichwirtschaft. – 7. Fischzucht und Fischerei. – 8. Volksläufige Benennungen.

XIII. Handwerk

1. Handwerksarten. – 2. Gliederung und Ordnung (Zunft, freies Handwerk). – 3. Handwerkerbräuche in Arbeit, Lebenslauf, Jahreslauf. – 4. Geräte (Maschinen). – 5. Arbeit – Vorgang und Einteilung. – 6. Werdegang des Handwerkers. – 7. Gesellschaftliche und rechtliche Stellung des Handwerkers; volkläufige Anschauungen von den einzelnen Handwerkern. – 8. Volksläufige Benennungen.

XIV. Sonstige Wirtschaft (vgl. III, V, XII, XVIII)

1. Gewerbe. – 2. Industrie. – 3. Handel. – 4. Volksläufige Benennungen.

XV. Gemeinschaft und Gesellschaft

1. Der Einzelne und die Gemeinschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnis. – 2. Allgemeine Geselligkeit. – 3. Umgangsformen. – 4. Familien-, Haus-, Nachbarschafts- und Dorfgemeinschaft. – 5. Eigenart nach Stamm, Landschaft, Stadt, Land, Herkommen. – 6. Standes-, Berufs-, und Altersgemeinschaften. – 7. Gesellige, kulturelle, religiöse, politische Vereinigungen. – 8. Genossenschaftswesen. – 9. Volksläufige Benennungen.

XVI. Ämter – Amtspersonen (vgl. XVII)

1. Kirchliche. – 2. Staatliche. – 3. Kommunale. – 4. Volksläufige Benennungen.

XVII. Recht und Verwaltung (vgl. XVI)

1. Eigentum, Besitz, Nutzung. – 2. Erbrecht. – 3. Arbeitsverhältnisse. – 4. Termine. – 5. Rechtszeichen. – 6. Gericht und Strafe. – 7. Kauf und Verkauf. – 8. Maß und Gewicht. – 9. Volkstümliche Rechtsanschauungen. – 10. Volksläufige Benennungen.

XVIII. Sitte und Brauch im Alltag und am Feiertag (vgl. V, XIV)

1. Bräuche im Arbeits- und Berufsleben (jahreszeitlich bedingte s. 3). – 2. Kirchliche, weltliche, historische Feste, Volksfeste. – 3. Bräuche bei Arbeit und Feier im Ablauf des Jahres (auch Arbeitsverbote) – Winterkreis (von Martini, 11. 11., bis Lichtmeß, 2. 2.) – Frühlingskreis (von Fasnacht bis Pfingsten) – Sommerkreis (von Sommerjohanni, 24. 6. bis zum Ernteschluß) – Herbstkreis (Kirchweih, Allerseelen, Totenfest). – 4. Bräuche im Ablauf des menschlichen Lebens. – 5. Das volkstümliche Spiel: a) Volksschauspiel, Laienspiel, b) Spiel und Sport, c) Kinderspiel (vgl. XXIII). – 6. Volkstanz. – 7. Volksläufige Benennungen.

XIX. Glaubensleben (vgl. XX)

1. Konfessionen; Gottesdienst, Kultstätten. – 2. Außerchristliche. – 3. Aberglauben, Zauber, Geisterglauben, Wahrsagen, Geheimwissen. – 4. Volksläufige Benennungen.

XX. Volkstümliches Wissen und seine Anwendung

1. Mit Beziehung auf das körperliche Leben von Mensch und Tier (auch Volksheilkunde). – 2. Mit Beziehung auf das geistige und seelische Leben von Mensch und Tier. – 3. Mit Beziehung auf die Natur. – 4. Volksläufige Benennungen.

XXI. Volkstümlicher Bildungstoff

1. Lesestoff. – 2. Theater, Kino, Rundfunk. – 3. Einrichtungen für die Volksbildung. – 4. Volksläufige Benennungen.

XXII. Volkssprache und Mundart

1. Laut- und Beugungsformen in den verschiedenen Mundartstufen. – 2. Wortschatz (vgl. „volkläufige Be-

nennungen“ bei den einzelnen Kapiteln) in den verschiedenen Mundartstufen. – 3. Aufbau des Satzes und der Rede (Ausdrucks- und Redeweise) in den verschiedenen Mundartstufen. – 4. Feststehende Wendungen und Formeln, Redensarten in den verschiedenen Mundartstufen (vgl. XXIII/1). – 5. Namen und Benennungen.

XXIII. Volksdichtung (vgl. XVIII, XXII)

1. Spruchgut. – 2. Rätsel und Scherzfragen. – 3. Schwank und Neckerei. – 4. Anekdote. – 5. Sage und Legende. – 6. Märchen. – 7. Volkslied (vgl. XXIV). – 8. Kinderlied, Kinderreim (vgl. XXIV). – 9. Volksläufige Benennungen.

XXIV. Volksmusik

1. Vokalische (Jodeln, Pfeifen, Rufen; vgl. außerdem XXIII/7, 8). – 2. Instrumentalische (auch einfache Ton- und Lärminstrumente). – 3. Volksläufige Benennungen.

XXV. Volkskunst

1. Arten des gegenständlichen Gestaltens und Darstellens. – 2. Stoffliche Grundlagen. – 3. Volksläufige Benennungen.

Über das Stadtarchiv und die Reutlinger Geschichtsquellen

Die Ordnung des Reutlinger Stadtarchivs und die Erfassung aller auf die Geschichte Reutlingens bezüglichen Urkunden war schon seit langem ein Gegenstand der Klage und der Beanstandung. So wird die Nachricht von der Neuordnung der Reutlinger Archivalien von vielen begrüßt worden sein. Dabei war der Entschluß zur Verbesserung der Archivverhältnisse wirklich eine Rettung aus letzter Not, denn schon hatte eine Zersplitterung eingesetzt und auch heute müssen eine ganze Reihe wertvoller Urkunden, die bislang nicht aufzufinden waren, als verloren angesehen werden. Dabei fehlte es an zuverlässigen Urkundenverzeichnissen – das noch vorhandene stammt aus dem Jahre 1862 und ist in vielen Punkten recht summarisch, ganz zu schweigen von einem wirklichen Repertorium (Findbuch) –. So ergaben sich für die Neuordnung des Stadtarchivs folgende Aufgaben: 1. Sammlung aller irgend noch erreichbaren Urkunden und Quellensammlungen, 2. Erfassung aller Urkunden in einem Repertorium und 3. Sammlung aller die Geschichte und die Entwicklung der Stadt Reutlingen betreffenden Urkunden zwecks Zusammenstellung zu einem Reutlinger Urkundenbuch. – Nachdem die Raumfrage gelöst war, sind seit einem Jahr die Arbeiten in der Zusammenführung der verschiedenen Archivbestände aus ihren bisherigen Lagerstellen in dem Turm der Marienkirche, aus den alten Registraturen des Rathauses, der Armenpflege, des Amtsgerichts sowie von vielen anderen Stellen und deren systematische Ordnung im Gange.

Mancher wird nun vielleicht fragen: Sind bei der Neuordnung auch neue, bisher unbekannte oder nicht beachtete Urkunden zum Vorschein gekommen? Der aufmerksame Leser der Reutlinger Geschichtsblätter wird festgestellt haben, daß in den dort veröffentlichten Beiträgen eine solche Fülle von Quellenmaterial bearbeitet worden ist, daß es zunächst kaum wahrscheinlich war, noch darüber hinausgehende Funde in dem Archivbestand zu machen, und doch haben sich bei den bisherigen Ordnungsarbeiten eine ganze Reihe von interessanten Funden machen lassen, über die nachstehend berichtet werden soll. Es muß dabei vorausgeschickt werden, daß das Reutlinger Stadtarchiv im Vergleich zu anderen einen erheblichen Mangel an seinen Beständen aufweist: es fehlen durchlaufende Geschichtsquellen, wie sie die Bürgerbücher, die Ratsprotokolle oder die Briefbücher (Konzeptbücher) etwa darstellen. Leider ist für Reutlingen dieses Urkundenmaterial zum größten Teil verlorengegangen. Wir besitzen lediglich einige Bände Ratsprotokolle aus der Zeit von 1572–1674, die zudem noch erhebliche Lücken aufweisen (1579–1623, 1626–1636 und 1655–1663). Am vollständigsten ist noch das Kaufbuch erhalten, das von 1572 bis in die neueste Zeit reicht (Lücken 1612–1620; 1628–1642 und 1697–1702). Als relativ noch wenig beachtet sind in diesem Zusammenhang die Untergangs- und Feldgerichtsprotokolle zu nennen, die von 1515 für das ganze 16. Jahrhundert erhalten geblieben sind. Aus diesen Protokollen können sehr viele interessante Einzelheiten für die Geschichte der Häuser und Grundstücke entnommen werden, ebenso wie natürlich auch für die Familiengeschichte. Sehr empfindlich ist vor allem auch der Verlust der neueren Ratsprotokolle ab 1691, die beim Brande des neuen Rathauses ein Opfer des letzten Krieges geworden sind. Daher bedeutet jede Geschichtsforschung in Reutlingen mühevoller Kleinarbeit. Auf der anderen Seite verfügt aber das Stadtarchiv über große Bestände an Einzelakten, die zum Teil noch gar nicht oder nur sehr wenig bearbeitet worden sind. Hier ist vor allem eine große Sammlung von Zeugenerklärungen „verhörte Kundschaften ad perpetuam rei memoriam“ zu nennen, die etwa 2500 Nummern enthält für die Zeit von 1495 bis 1650. In diesen Zeugenerklärungen werden die verschiedensten Vorkommnisse behandelt: Ehelichkeitserklärungen, Erbschaftsangelegenheiten, Handels- und Verkaufsstreitigkeiten, Schlaghändel und Verleumdungen und vieles andere mehr: eine Fundgrube für die allgemeinen und rechtlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens in der alten Reichsstadt! Eine weitere noch wenig beachtete Quelle ist die Sammlung der Geburtsbriefe. Wir haben zwar keine Bürgerbücher, aber wir besitzen allein aus der Zeit von 1570 bis 1650 etwa 1000 Geburtsbriefe der Personen, die in dieser Zeit nach Reutlingen zugewandert sind. Bedenkt man, daß die Stadt in dieser Zeit etwa 4000 bis 5000 Einwohner zählte, so ergibt sich eine recht beachtliche Zuwanderungsquote. Dabei fällt auf, daß insbesondere die Einwanderung aus Oberschwaben

und dem Gebiet der oberen Donau besonders stark war. Man darf wohl annehmen, daß diese Erscheinung mit den Besonderheiten des Erbrechtes im Oberland sowie mit den günstigen Aufstiegsmöglichkeiten in der demokratischen Reichsstadt zusammenhängt. Bemerkenswert ist auch, daß man nur in einem Falle von konfessionellen Schwierigkeiten hört selbst in den Zeiten der Glaubenskämpfe. Eine weitere, ebenfalls nur teilweise bearbeitete Quelle dürfte die recht stattliche Sammlung der Handwerksakten und Handwerksordnungen (zum großen Teil aus dem 16. Jahrhundert) darstellen. Wichtig für die Vermögensverhältnisse der alten Reichsstadt sind auch die wohl erhaltenen Türkensteuerlisten (1542/48), die für das ganze Reichsstadtgebiet eine vollständige Aufstellung enthalten, sowie das städtische Zinsbuch von 1580. Besonders reichhaltig sind die Gerichtsakten. Aus den umfangreichen Zeugenprotokollen können mancherlei Schlüsse gezogen werden. Nicht nur, daß jeder Zeuge sein Alter und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den klagenden Parteien angeben mußte, was ja für die Familienkunde oft sehr aufschlußreich ist, sehr oft werden auch die Vermögensverhältnisse mit angegeben. Wir entnehmen zum Beispiel aus so einem Protokoll von 1506, daß die Weingärtner in Reutlingen zum Teil recht vermögende Leute mit 1000 und mehr Gulden waren! Interessant ist das biologische Bild der Bürgerschaft. Es fällt auf, daß nur sehr wenige der sogenannten Altreutlinger Namen in der Zeit vor 1500 vorkommen. Man muß also annehmen, daß viele Reutlinger Familien, darunter auch Weingärtnerfamilien, erst im 16. Jahrhundert zugewandert sind. Einen wichtigen Querschnitt durch die Bevölkerung geben die Musterungslisten aus der Zeit von 1578–1612, in denen auch alle Dörfer des Reutlinger Gebietes mit erfaßt worden sind. Recht beachtlich ist die Sammlung der Urpheden (das sind eidliche Versprechungen, wegen überstandener Strafe (Haft, Folter) keine Wiedervergeltung zu üben bzw. überhaupt Anerkennung einer verhängten Strafmaßnahme) und Urgichte (außergerichtliche, meist letzte Geständnisse vor der Hinrichtung), von denen das Stadtarchiv etwa 400 besitzt. Ebenfalls noch wenig beachtet sind die Depositenakten. In den unruhigen Zeiten der Bauernkriege hat Reutlingen für den Adel der Umgebung und des Oberlandes oft als Depositenort gedient zur Verlagerung von Wertgegenständen. Aus diesen Urkunden ergibt sich ein interessanter Einblick in die Beziehungen der Reichsstadt zum Adel. Dazu kommen die Kreis- und Reichstagsakten, die wertvollen Aufschluß über das Verhältnis der Reichsstadt zum Schwäbischen Kreis und zum alten Reichstag geben (ab 1495 bis 1803). Während die Rechenbücher der Stadt und der verschiedenen Pflügen (Spital, Heiligen, Spenden, Pfründen, Armen und der privaten Pflügen) meist erst im 18. Jahrhundert bzw. Ende des 17. Jahrhunderts beginnen (nur die Salzpflüge geht ins 16. Jahrhundert zurück), sind uns für die früheren Zeiten wenigstens eine ganze Anzahl von Lagerbüchern erhalten geblieben

(Spital 1479, Zinsbuch 1489, Renovation 1699 bzw. 1711/12; Spital Leibeigenbuch 1543; Armenpflege 1564; Spendenpflege 1606; Heiligenpflege 1577; Bechtenpflege (privat) 1777; Zinsbuch des Klosters Marchthal für Reutlingen 1755; Lagerbücher des Klosters Salmansweil für Reutlingen 1564/1586/1626 im Stadtarchiv Nürtingen!). In den Repertorien zum ersten Male erfaßt wird nun die stattliche Sammlung der ältesten Einzelurkunden (Gült- und Kaufbriefe und Altarstiftungen usw.) aus der Zeit von 1300 bis etwa 1600, von denen noch etwa 750 vorhanden sind. Anderes Material wie die Reformationsakten, die Asylantenakten sind schon genügend beachtet worden. In diesem Zusammenhange wäre vielleicht darauf hinzuweisen, daß sich eine städtevergleichende Betrachtung oft als sehr fruchtbar gezeigt hat. Manche Fragestellung hat dabei ein neues Gesicht bekommen. Die einzige Kritik, die an den oft hervorragenden und gewissenhaften Arbeiten der Vergangenheit überhaupt geübt werden kann, ist die, daß die Probleme manchmal zu einseitig von Reutlingen aus bearbeitet worden sind. So hat sich manche „Reutlinger Spezialität“ schließlich als fremden Ursprunges herausgestellt. Dieser Bericht wäre nicht vollständig, wenn nicht auch etwas über die Archivverhältnisse des Kreises Reutlingen gesagt würde. Mit der Sammlung und Ordnung der Reutlinger Archivalien ist zugleich eine Sichtung und Registrierung der Archivalien in den Kreisgemeinden begonnen worden. Das Ziel dieser Arbeit ist die Schaffung eines Archivinventars, wie es ja für viele württembergische Kreise (bzw. Oberämter) bereits gedruckt vorliegt. Die Archivalien der Vorortgemeinden sind zum großen Teil im Stadtarchiv vereinigt (Sondelfingen, Betzingen). Auch über die Gemeinden, die zum Gebiet der Reichsstadt gehört haben, sind Urkundenbestände im Stadtarchiv vorhanden (Wannweil, Gomaringen, Bronnweiler); zum Beispiel die Vogtgerichtsprotokolle von Bronnweiler, Gomaringen, Hinterweiler, Stockach, Ohmenhausen, Betzingen, Wannweil (von 1567–1639). Im übrigen werden die Kreisgemeinden für ordentliche Aufbewahrung verbliebener Archivschätze sorgen. Eine ganze Anzahl wertvoller, zum Teil unbekannter Urkunden konnte „auf dem Lande“ noch aufgefunden werden, zum Beispiel Altenburg/Neckar, Kaufbuch aus dem 16. Jahrhundert; Betzingen, Kaufbuch 1610–1750; Genkingen, Inventur- und Teilungsbuch 1650–1670 u. a. Schmerzlich sind dagegen viele Verluste von Archivalien, die vor nicht allzulanger Zeit noch dagewesen sein müssen, zum Beispiel etwa 150 Inventuren von Wannweil, 100 Inventuren von Betzingen, das Statutenbüchlein von Gomaringen und vieles andere. Ich möchte daher zum Schluß einen herzlichen Aufruf an alle heimatgeschichtlich interessierten Forscher richten, dem Stadtarchiv Mitteilungen zu machen, wenn ihnen irgendwo Reutlinger Urkunden, sei es in Privathand oder sonstwo, zu Gesicht kommen, damit sie mit erfaßt werden können. Für jeden Hinweis bin ich außerordentlich dankbar.

Johann-Jakob Sommer

Das Ulmer Münster. Bilder von August Raichle, Textgestaltung Adolf Herrmann. 1950. W. Kohlhammer, Stuttgart.

Das soeben erschienene Münsterbuch ist für einen weiten Leserkreis gedacht. 106 meist ganzseitige, prächtige und bis auf wenige von Raichle neu aufgenommene Bilder erschließen dem Kunstfreund eine Fülle künstlerischer Schönheit und geben dem forschenden Kunsthistoriker die willkommene Möglichkeit zu Einzelbeobachtungen, die dem bloßen Auge versagt bleiben. Freilich scheint die Auswahl der zumeist von sehr glücklich gewähltem Standpunkt aus aufgenommenen Bilder etwas willkürlich, auch ist die Berechtigung der Abb. 35 und besonders der Abb. 8 in Zweifel zu ziehen. Erfreulicherweise sind die heute so beliebten, doch den objektiven Eindruck verfälschenden, den Ausdruck übersteigernden Lichteffekte völlig vermieden.

Der Text von Adolf Herrmann gestaltet ein ungemein anschauliches Bild von dem bewunderungswerten Organismus des Münsterbaus und seinem künstlerischen und geschichtlichen Werden und in seinen vielseitigen geistigen Bedingtheiten. Der Verfasser erweist ein auf ausgearbeitetes fachmännisches Wissen sich stützendes Verständnis für das mittelalterliche Kunstschaffen mitsamt seinen religiösen Voraussetzungen. Der Text geleitet uns von der Grundsteinlegung des Münsters 1377, deren für die mittelalterliche Geisteswelt ungemein charakteristischer Bericht von Felix Fabri wiedergegeben wird, bis zur Vollendung des Münsterturms 1890. Die kunstgeschichtliche Stellung der Planungen und der Künstlerindividualitäten wird klar und überzeugend herausgearbeitet. Es erweist sich wie der gewaltige Münsterbau zu einem Anziehungspunkt der jeweils neuesten künstlerischen Gedanken zwischen Böhmen und dem Oberrhein wurde. Die Änderung der geplanten riesigen Hallenanlage, ein einzigartiger Baugedanke der ersten Münsterbaumeister, des älteren und des jüngeren Heinrich Parler, erfolgte nach 1392 durch Ulrich von Ensingen, der der Kirche mit Rücksicht auf den von ihm erdachten ungeheuren Turm einen basilikalischen Aufriß gab und den Charakter des Baus grundlegend veränderte. Die Fortführung der Pläne Ulrich Ensingers und sogar noch solcher aus der Hütte der Parler unter Hans und Kaspar Kuhn und unter Matthäus Ensinger in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Sicherung der statisch gefährdeten Hochwände des Schiffes durch seinen Sohn Moritz, der Weiterbau des Turmes durch Matthäus Böblinger von 1472 ab in der Tradition Ulrichs von Ensingen und endlich die Bewahrung des allzu kühnen Turmwerks vor dem drohenden Einsturz durch die Turmkonstruktionen und die Unterteilung der Seitenschiffe durch den 1493 herbeigerufenen Augsburger Burkhart Engelberg werden geradezu packend berichtet. Der Baugeschichte folgt die Behandlung des

reichen skulpturalen Schmuckes, wobei auch die Bildinhalte durch das Wort glücklich verlebendigt ausgedeutet werden. Die Absicht des Buches schließt eine eingehende Darlegung neuer wissenschaftlicher Forschungen aus. So kann nur der Fachmann beurteilen, wie bedeutungsvoll für die Kunstgeschichte Herrmanns Feststellungen teilweise sind, so die Erkenntnis, daß der führende Künstler der Ulmer und der oberschwäbischen Kunst des frühen 15. Jahrhunderts, Hans Multscher, aus dem Ulmer Münsterhüttenverband herausgewachsen ist oder die erstmalige Veröffentlichung der großartigen Figuren eines Moses, eines David und eines Ulmer Bürgers am Sakramentshaus, in denen Herrmann Meisterwerke von Hans Multscher erkannt hat. (Den Nachweis dieser Forschungsergebnisse wird der Verfasser auf Bitte der Schriftleitung in einer besonderen Abhandlung im nächsten Heft unserer Zeitschrift erbringen.) Es ist Raichle und Herrmann in ihrem Buch gelungen, die geschichtliche und künstlerische Welt des Ulmer Münsters dem Leser eindrucksvoll vor Augen zu führen. Man wünschte sich solche vollwertigen Darstellungen auch der anderen großen mittelalterlichen Kirchen, wie der von Heilbronn, Reutlingen, Hall oder Gmünd! *Werner Fleischhauer*

Eduard Mörike, Werke in drei Bänden. Carl Hanser Verlag, München.

Diese handliche und vortrefflich ausgestattete Mörike-Ausgabe hat Georg Britting besorgt. Er hat mit sicherer Hand das Wesentliche und Bleibende aus des Dichters Werk ausgewählt. Der erste Band enthält die Gedichte in der Anordnung, die Mörike selbst gebilligt hat; ein paar weniger bedeutende Gedichte sind fortgelassen; dafür bringt eine kleine Nachlese noch Verse, die in Zeitschriften verstreut erschienen oder sich im Nachlaß fanden. Sehr dankenswert ist es, daß im Verzeichnis der Gedichte jeweils das Entstehungsjahr angegeben ist. Im zweiten Band finden wir neben der „Idylle vom Bodensee“ das Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännlein“ und die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“. Den dritten Band füllt der „Maler Nolten“ in der ursprünglichen Fassung, in der der Roman 1832 bei Schweizerbart in Stuttgart erschienen war. Reizvoll ist die Zusammenstellung von Äußerungen zeitgenössischer Freunde über Mörike: David Friedrich Strauß, Hermann Kurz, Theodor Storm, Moritz von Schwind, Gottfried Keller, Friedrich Theodor Vischer; darunter besonders treffend des letzteren Worte bei der Einweihung des Mörike-Denkmales in Stuttgart: „... wir möchten und können nicht missen die Geister mit weicher, träumerischer, mit sanfter Bewegung der Schwingen, die Geister, deren Träume aber darum keine hohlen Träume sind, sondern tiefe Träume, die zurückgehen zu den alten Volksträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Rätsel der Welt zu deuten gesucht. Wir können sie nicht entbehren, damit ... noch sei eine Stille, ein Friede, eine Betrachtung, eine Sammlung und eine Einkehr in die eigene Brust.“ *O. R.*

Professor Felix Schuster †

Es ist in Worten kaum zu fassen, was unser Bund durch den Tod seines stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Felix Schuster verloren hat. Seit der Gründung des Bundes war er in allen Fragen des Heimatschutzes und der Denkmalpflege die unermüdet treibende Kraft. – Er zählte als Lehrer der Stuttgarter früheren Bauwerkschule, jetzigen Staatsbauschule, wie auf dem Gebiete des Heimatschutzes zu den führenden und so wohlbekannten Männern, daß darauf verzichtet werden kann, die bedeutungsvollen Abschnitte seines Lebenslaufes hier nochmals aufzuzählen. – Dieselben sind im Schwäbischen Heimatbuch 1936 anlässlich des 60. Geburtstags von Schuster eingehend genannt. Hier sei heute zu seinem ehrenden Gedächtnis einiges gesagt vom Schicksal seines letzten Jahrzehnts und von seiner allgemeinen Bedeutung als Schützer der schwäbischen Heimat und als hochverdientes Mitglied unseres Bundes.

Schon vor dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, dem er seiner ganzen Veranlagung nach und als früherer Theologiestudierender durchaus ablehnend gegenüberstand, hat ihm der Krieg nicht bloß sein Stuttgarter Künstlerheim zerstört, Hab und Gut geraubt, ihn an Leib und Seele erschüttert, sondern auch gezwungen, mit der Gattin bei seiner verheirateten Tochter in Sterbfritz in der Rhön durch einige Jahre hindurch ein Obdach zu suchen. So schwer es ihm fiel, die angestammte Scholle zu verlassen und auf seine jahrzehntelang mit bestem Erfolge ausgeübte Lehrtätigkeit zu verzichten, so empfand er noch viel schmerzlicher, allüberall den unendlichen Reichtum an künstlerischen Heimatgütern und Baudenkmälern, die er ein Leben lang mit begeisterter Liebe und Hingabe geschützt und gepflegt hat, in Schutt und Trümmer sinken und sich damit seiner schönsten Aufgaben beraubt zu sehen. Eine Fülle von wertvollen und größtenteils unersetzlichen Aufnahmen und Bildern, Manuskripten, seine Heimatbücher und Lichtbildapparate, diese ihm unentbehrlichen Handwerkzeuge, alles ging ihm verloren und legte so eine Tätigkeit lahm, die er im „Bund für Heimatschutz“ seit dessen Gründung als Vorstandsmitglied vier Jahrzehnte lang mit Freude und voller Hingabe ausgeübt hat.

Bei seinem 60. Geburtstage schrieb der damalige Vorsitzende, Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg, in der Presse u. a. den Satz: „Wenn unter den heute führenden Männern des Bundes für Heimatschutz einer die ganze Geschichte des Bundes verkörpert, so ist es Professor Felix Schuster.“ Dieses zutreffende Wort hat dauernde Gültigkeit. Kein zweiter trat für die Belange des Bundes

und damit für den Heimatschutz gleich lange Zeit und mit solchem Nachdruck ein, wie Schuster. Unübersehbar ist das von ihm durch Wort und Schrift geschützte und gepflegte, umkämpfte und gerettete Heimatgut. In allen Teilen des Landes hat er mit dem ihm eigenen Spürsinn gesucht, was an alten, guten Bauwerken und Denkmälern, an schönen Natur- und Ortsbildern, an stimmungsvollen Friedhöfen, an malerischen Plätzen und stillen Winkeln durch Gewinnsucht oder Unverstand, durch übertriebene Bauplanungen und Verkehrsrücksichten gefährdet war, um dann beratend, aufklärend, helfend und wenn nötig kämpfend für die Erhaltung des betreffenden Bauwerkes oder Denkmals einzutreten. Die große Zahl der Mitglieder, Freunde und Gönner des Bundes, um dessen Fahne geschart und sie dauernd an den Bund gefesselt zu haben, ist das ausschließliche Verdienst Schusters, der durch die aufopfernde und mühevollen Herausgabe der stattlichen Zahl von Bänden des „Schwäbischen Heimatbuches“ immer weitere Kreise unseres Volkes über die Ziele und Aufgaben des Bundes unterrichtet hat.

Diese mit gutem Text und vorzüglichen Bildern reich ausgestatteten Heimatbücher sind in ihrem Werte jetzt um so höher anzuschlagen, als so viele der dargestellten und beschriebenen Bauwerke und Denkmäler für immer verloren sind. Möchten diese Bücher, soweit sie vom Kriege verschont blieben, in jeder Gemeinde, in jeder Familie als besonders wertvolles Erbe sorgsam verwahrt und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden.

Und nun zwang das Schicksal unsern Freund Schuster, den Hobel aus der Hand zu legen und für immer von seiner Werkbank zurückzutreten. Bis zuletzt hat er um die Erhaltung wertvoller Baudenkmäler gekämpft und seine letzte Streitschrift galt einer der herrlichsten Schöpfungen des Altmeisters Leins, der in ihrem prächtigen Park unvergleichlich wirkenden Villa Berg. – Auch sein letztes Jahrbuch, das gleichzeitig das letzte des Bundes für Heimatschutz sein soll, hat ihn bis in die Tage seiner tödlichen Krankheit lebhaft beschäftigt.

Das Denkmal, das sich Schuster mit der Herausgabe der stattlichen Reihe seiner Heimatbücher des Bundes gesetzt hat, die nicht bloß für dessen Mitglieder, sondern für alle Heimatfreunde ein selten wertvolles Nachschlagewerk sind, aus dem sie in Text und Bild immer aufs neue Aufklärung, Belehrung und Freude schöpfen können, bleibt unvergänglich. Die Sammlung dieser Jahrbücher, neben deren Bedeutung sogar die beachtenswerten selbstschöpferischen Tätigkeit von Professor Schuster als Architekt und Kirchenbaumeister in den Hintergrund treten muß, bleibt eine über alles Lob erhabene Lebensarbeit einer feinfühligsten Künstlerseele.

Fridolin Rimmel

Abbruch des Kronprinzenpalais?

Bei dem geplanten Abbruch des Kronprinzenpalais handelt es sich um mehr als um die Zerstörung eines Gebäudes. Wenn dies bisher auch noch kaum ausgesprochen wurde, so ist doch das Interesse, das die Öffentlichkeit an dem Fall Kronprinzenpalais nimmt, nur aus der Besorgnis der Schädigung des Stadtbildes beim Schloßplatz zu verstehen. Darüber hinaus handelt es sich um die Frage, ob es sich die Stadt Stuttgart leisten kann, einen trotz seines beschädigten Zustandes wieder herstellbaren repräsentativen Bau des Spätklassizismus einfach abzubauen. Haben wir denn etwa im Vergleich zu anderen Städten einen solchen Überfluß an Baudenkmalern, daß wir uns das leichtfertig leisten können? Der Schloßplatz ist eine städtebauliche Einheit, in der jedes einzelne Glied an der richtigen Stelle steht; er ist auch kein Produkt des Zufalls. Zwar fand der Erbauer des Neuen Schlosses das Alte Schloß und die Kanzlei vor, aber er hat diese Bauten mit sorgfältiger Überlegung in seine Planung einbezogen. Die Gegenüberstellung von Kronprinzenpalast und Wilhelmspalast entspringt ebenfalls städtebaulichen Erwägungen wie auch die Eingliederung des Königsbaus in den Schloßplatz erst später durch die verfehlte Baumbepflanzung davor gestört wurde. Diese so gut aufeinander abgestimmte Folge von Baukörpern der verschiedensten Zeiten gibt dem Schloßplatz etwas Einmaliges und hat ihm zu seiner städtebaulichen Berühmtheit verholfen. Es ist gefährlich, aus dieser Einheit ein Glied wegzunehmen, und es besteht kein Zweifel, daß das Kronprinzenpalais, in seiner Stellung einer der Eckpfeiler des Schloßplatzes, von größter Wichtigkeit für die Wirkung der gesamten Platzanlage ist. Ihn zu entfernen, bedeutet die Aufreißung einer Lücke und damit eine schwere Schädigung des geschlossenen Architekturbildes des Schloßplatzes.

Nach neuester Version soll zwar der linke Flügel des Kronprinzenpalais, also ein nahezu kubischer Baukörper, stehen bleiben (siehe Modell des Stadtbauplanentwurfs für die Rote Straße, abgebildet im Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 26. Januar 1950). Die klassizistische Anlage des Schloßplatzes beruht aber auf einer Gegeneinanderstellung etwa gleichwertiger Baukörper mit ausgesprochener Zuwendung zum Platz. Der geplante Rumpfbau ist ein Beweis dafür, wie wenig man sich in den Geist dieser Platzanlage hineinzuversetzen versteht. Das oben genannte Modell liefert den eindeutigen Beweis dafür, daß die Wand des Schloßplatzes an der wichtigsten Blickseite durch den Durchbruch der Planie zur Rote Straße aufgerissen ist und damit das getan werden soll, was gewiß nicht in der Absicht des klassizistischen Stadtplaners gelegen ist.

Wie steht es nun mit der Verkehrsnotwendigkeit? Es ist bekannt, daß die Ansichten der Städtebauer und Verkehrsfachleute durchaus geteilt sind. Der Abbruch des Kronprinzenpalais und die Fortführung der Planie

gegen Westen widerspricht einem überall sonst in der Welt als richtig anerkannten Verkehrsprinzip, nämlich dem, den Durchgangsverkehr aus dem Stadtzentrum herauszunehmen und ihn um dieses herumzuleiten. Hier geschieht das Gegenteil, der Durchgangsverkehr kreuzt sogar die Hauptverkehrsader der City. Obwohl die ZAS Verkehrspläne zur Umleitung des Fernverkehrs um die Altstadt ausgearbeitet hat, besteht sie auf diesem Straßendurchbruch, der an Stelle der angenommenen Gefahrenpunkte der Übergänge der verhältnismäßig schmalen Fürsten-, Kanzlei- und Bolzstraßeneinmündungen den tatsächlichen einer Überquerung der sehr breiten verlängerten Planie setzt. Der Planiedurchbruch ist damit begründet worden, daß die Straßenbahn ganz aus der Königstraße herauszunehmen sei. Nachdem man sich jedoch entschlossen hat, einen Teil der Straßenbahnlinien dort zu lassen, wo sie als Ergänzung des Fußgängerverkehrs auch hingehören, besteht weniger als je die Notwendigkeit, das Kronprinzenpalais ganz oder teilweise abzubauen.

Die Bedeutung des Kronprinzenpalais ist in erster Linie in seiner städtebaulichen Lage begründet. Erst in zweiter Linie kommt sein Wert als klassizistisches Baudenkmal. Um so mehr muß für die Erhaltung des Kronprinzenpalais eingetreten werden, als zu befürchten ist, daß im neuen Stadtbauplan noch weitere Opfer gebracht werden müssen. Hört man doch, daß auch das Staatsarchiv nicht mehr auf den neuen Städtebauplänen verzeichnet ist, und daß das städtebauliche Gegenstück zum Kronprinzenpalais, der Wilhelmspalast, den geplanten Landtagsbauten weichen soll. Mit dem Abbruch des Kronprinzenpalais wäre der erste und schwerste Schritt zur endgültigen Schädigung unseres wichtigsten Stadtbildes getan, die folgenden Schritte würden wohl noch leichter fallen. Daher hoffen wir immer noch, daß diejenigen Stellen, bei denen die endgültige Entscheidung liegt, sich ihrer Verantwortung bewußt sind.

Auch außerhalb Stuttgarts erregt die Frage des Kronprinzenpalais bereits die Gemüter. So hat Dr. Werner Groß, Professor für Kunstgeschichte an der Universität München, ein geborener Stuttgarter, an maßgebende politische Persönlichkeiten unseres Landes ein Schreiben gerichtet, aus dem wir die wichtigsten Stellen im Wortlaut veröffentlichen:

„Eine den gebürtigen Stuttgarter alarmierende Nachricht kommt aus der schwäbischen Hauptstadt: laut Kabinettsbeschlusses soll das Kronprinzenpalais, obwohl wiederherstellbar, abgerissen und die Lücke zum Straßendurchbruch nach dem Westen gemacht werden ... Wie ich höre, wird der Abbruch des Palais nicht nur mit verkehrstechnischen, sondern auch mit städtebaulichen Erfordernissen begründet. Der Westen Stuttgarts soll mit der Öffnung der Königsstraße an der Stelle des Kronprinzenpalais erschlossen werden.

Betrachtet man die Sache zunächst von dieser Seite, so wäre also zu fragen, was dabei gewonnen, was verloren

würde. Der Gewinn müßte voraussetzen, daß dieser Westen wirklich etwas zu Erschließendes wäre oder werden könnte. Nun, soviel ich höre, soll ein großer Teil des Westens Hochschulenbezirk werden. Hier glaube ich aus eigener Erfahrung mitreden zu können: als einstiger Student der Stuttgarter Technischen Hochschule und als Universitätslehrer kann ich diesem Bezirk nur wünschen, daß er schön in Ruhe gelassen wird ...

So wäre mit dem Durchbruch nach Westen gar nichts zu gewinnen, sondern nur eine glückliche Gegebenheit zu verlieren. Und dies gilt nun m. E. in noch viel höherem Maße für den Ab- und Durchbruch selbst. Ich will mich hier nicht auf den baukünstlerischen Wert des Kronprinzenpalais selbst versteifen. Der Gnaabsche Bau ist keines der Glanzstücke für kunstgeschichtliche Kompendien. Für Stuttgart hat er seine ganz bestimmte lokale Bedeutung: Er gehört zur Physiognomie der Stadt. Mit Staatgalerie, Wilhelmpalais, Archiv und Stockgebäude zusammen bildet er ein Ensemble, das die schwäbischen Tugenden der Einfachheit, Sauberkeit und Gewährtheit in schöner Reinheit widerspiegelt und vertraut macht. Nachdem eine Reihe anderer Dokumente des Stuttgarter Stadtgesichtes dem Krieg zum Opfer fielen (ich erwähne nur Marstall, Eberhardskirche, Altes Gymnasium und Akademie), ist der Rest unverzichtbar geworden.

Aber es handelt sich ja im Fall Kronprinzenpalais um viel mehr als um die Erhaltung der Physiognomie, es geht um das Rückgrat der ganzen Stadtanlage. Seit die württembergischen Herzöge mit der Erbauung ihres Residenzschlosses der alten Bürgerstadt eine neue städtebauliche Grundlage gaben, bildet die Königsstraße die Achse der Stadt. Der Schloßplatz als Mittelpunkt des Stadtganzen und zugleich Öffnungspunkt nach den umliegenden Höhen steht und fällt mit der Festigkeit dieser Achse. Für diese Festigkeit ist aber entscheidend, daß jene auf ihrer Westseite geschlossen ist. Lücken in dieser Straßen- und Platzseite zerstören die Achse als Ganzes. Sie muß an dieser einen Seite in geschlossener Bauweise durchgehen, da sonst die große Öffnung des Schloßplatzes ihre Basis verliert. Ein breites und darum besonders wesentliches Glied der durchgehenden Achsenwand bildet das Kronprinzenpalais. Es muß nicht nur von der Planie her die Königsstraße sichtbar machen, es muß auch die Durchbrüche der Kanzlei- und Fürstenstraße ausgleichen. Außerdem schafft es die notwendige Verankerung des mit Rücksicht aufs Schloß niedrig gehaltenen Königsbaues hinüber zur anschließenden Königsstraße, zugleich als Überleitung zu deren Geschäftsbauten. Verschwindet das Kronprinzenpalais, so hängt der Königsbau in der Luft, wird er zur lächerlichen Kulisse.

Es wird aus all dem klar, daß das Kronprinzenpalais notwendiges Glied einer städtebaulichen Gesamtschöpfung ist, an der mehrere Generationen aufs glücklichste mitgewirkt haben. Es aus ihr herausbrechen heißt, die ganze Schöpfung, das vielgerühmte Werk der vortrefflichen alten Städtebauer mit einem Schlag zerstören ...

Veranstaltungen im Januar und Februar

In Stuttgart selbst ist vor allem die Führung durch die beiden alten, im Wiederaufbau befindlichen Kirchen, die Leonhards- und die Stiftskirche, zu erwähnen. Mit großer Teilnahme wurden die Ausführungen von Prof. R. Lempp über den von ihm geleiteten Aufbau der Leonhardskirche entgegengenommen. Hier wurde keine Anstrengung gescheut, um zu retten, was zu retten war, so zum Beispiel die nördliche Arkadenreihe; ja sogar das Chorgewölbe wurde in sorgfältiger Nachbildung des alten neu aufgeführt. Andererseits scheute man sich auch nicht, dort, wo es notwendig war, mutig ein Zeugnis zeitgemäßen Bauens zu geben, so in der Schiffsdecke oder in den Maßwerken zweier Fenster. Daß dieses zeitgemäße Bauen dabei wirklich „zeitgemäß“, das heißt schlicht und einfach, ja fast arm, erscheint, macht die Leonhardskirche zu einem ansprechenden Denkmal unserer Tage, im Gegensatz zu anderen Bauten, bei deren Plänen und Modellen man den Eindruck hat, daß man weit über unsere Verhältnisse zu leben versucht und eine Art „Hochstapelei der Architektur“ treibt. Einen besonderen Schmuck hat die Kirche durch die Aufstellung des ehemaligen Chorgestühls der Hospitalkirche an der Südwand erhalten. Mit großer Ergriffenheit lauschte die um Straßenpassanten vermehrte Menge der Zuhörer dem, was Architekt Ehrlich erzählte über den Kampf um die vom Einsturz bedrohten Türme der Stiftskirche und deren Chor. Vom Langhaus wird die Nordwand stehen bleiben können, während die südliche Arkadenreihe fallen muß. Die zukünftige Gestalt des Langhauses steht dabei noch nicht fest. Der Chor muß ein – sehr schwer ausführbares – Gewölbe erhalten. Die improvisierte Besichtigung der völlig finsternen Krypta wurde – nachdem einer das Stichwort „Entwarnung“ gegeben hatte – aufgegeben, allerdings nicht von ein paar ganz Hartnäckigen.

Am 19. Januar sprach Prof. Dr. Theodor Haering im Saal des Kunstvereins über „Das Schwäbische bei den schwäbischen Philosophen“. Der Vortragende erkannte dieses Schwäbische in einer Art dialektischer Grundhaltung, die ihren letzten Sinn in einer freilich nicht verwirklichtbaren „coincidentia oppositorum“ hat. Im alltäglichen Leben wird sich diese Haltung darin zeigen, daß neben dem, das ist, das gesehen wird, das nicht ist, das Fehlende, das Ergänzende, die andere Seite. So fruchtbar diese Haltung im Sinne einer wahrhaft schöpferischen Polarität sein kann, so gefährlich ist sie, wenn sie zu einem verwaschenen Sowohl-als-Auch, einem „alles verstehen, alles dulden“ führt, ja vielleicht zu einer Spaltung der Persönlichkeit und den bekannten „schönen schwäbischen Schizophrenien“. Unsere Zeit, die an den Einseitigkeiten eines Entweder-Oder leidet, bedarf des Schwabentums im guten Sinne, das gerade in seiner Art übrigens einen bezeichnenden Sonderfall des Deutschen darstellt.

Der 4. Februar brachte eine bei vorfrühjährlichem Wetter stattfindende Fahrt auf die Solitude. Hier fand zuerst eine Führung durch das Schloß durch Landeskonservator Dr. R. Schmidt statt; leider ist die Kapelle noch immer nicht zu besichtigen! Anschließend waren die Teilnehmer für eine Stunde Gäste im Haus des Malers und Bildhauers Fritz von Graevenitz und durften sich an einem reich gedeckten Tisch erlaben. Vor dem Bildwerk „Heimat“, an dem der Künstler noch immer arbeitet, sprach dieser über sein plastisches Gestalten und sein Ringen um die Form, und zwar nicht eine im kleinen genaue Naturform, sondern eine aus der inneren Wahrscheinlichkeit gewonnene neue Naturform, die das „Zwischen-den-Zeilen-Reden“ einschließt und auf das ausdrucksvolle Ganze geht. Ferner wurden Abbildungen der hauptsächlichsten Werke gezeigt, angefangen vom Eßlinger Brezelbub über den mächtigen Dreiklang der Wildpferde bis zu den Evangelistensymbolen am Tübinger Stiftskirchenturm. An Hand des unvollendeten Standbildes des hl. Michael sprach der Künstler über die – auch körperlichen – Schmerzen, die er auszustehen hat, bis sich die Gestalt aus dem Stein erlöst. Im Atelier wurde es sodann den Teilnehmern klar, weshalb Fritz von Graevenitz nicht nur Bildhauer sein kann. Geht es ihm doch nicht um das Sehen, sondern um das Schauen, und zwar das Zusammenschauen zu einer neuen, großen, starken Schöpfung. Als reich Beschenkte verließen die Fahrtteilnehmer Haus und Garten.

Am 15. Februar sprach Konservator Dr. Walter Supper, der Orgelsachverständige des Württ. Landesamts für Denkmalpflege über „Barockorgeln in Ton und Bild“. Der bis auf den letzten Platz besetzte Vortragssaal des Landesgewerbemuseums bewies, daß der Schwäbische Heimatbund in Stuttgart „steht“ und mit ernsthaften und wesentlichen kulturellen Veranstaltungen, die der Heimatpflege gewidmet sind, seine Gemeinde findet. Diese zu versammeln erwies sich Dr. Supper als eine geeignete Persönlichkeit. Seine Restaurierung der barocken Orgel in Ochsenhausen und die Klangaufnahmen, die er durch das Südwestdeutsche Tonstudio anfertigen ließ, sind ein Beispiel für vorbildliche, aus Heimatliebe und -treue gewachsene denkmalpflegerische Arbeit. Buchstäblich „am laufenden Band“, nämlich am Band der Magnetophon-aufnahmen, tönte herrliche alte Orgelmusik, gespielt auf einem einzig angemessenen Instrument: der 1729–1738 von J. Gabler geschaffenen Ochsenhausener Orgel. Deutlich war der klangliche, von den heutigen Instrumenten verschiedene Charakter der Orgel bis hinein in die feinsten Einzelstimmen, von denen die „vox humana“ besondere Erwähnung verdient, zu vernehmen – ein Charakter, der figurale Vielstimmigkeit mit warmer Tonfülle verbindet. Wer Bach und seine Zeitgenossen in der architektonischen Rhythmik und Melodik ihrer Werke verstehen lernen will, sollte sie auf solchen Orgeln hören. Ausgezeichnete Farbaufnahmen barocker Orgelprospekte, Fassaden und Innenräume paßten gut

zu den vorgeführten Tonwerken: wirkten sie doch wie Architektur gewordene Musik. Alles verband ein gelungener, leicht faßlicher, freundlicher Vortrag, der eine kurze Geschichte der Orgelbaukunst umfaßte, angefangen vom einfachen „Portativ“, der Tragorgel, wie sie uns etwa Stefan Lochners Gemälde Maria im Rosenhag zeigt, bis hin zum reichsten „Positiv“, dessen Gehäuse aus bis zu 11 m hohen Pedaltürmen, Hauptwerk, Brustwerk, Oberwerk und Rückpositiv zusammengesetzt ist und mit dem etwa vier Manuale und sechzig Registerknöpfe zeigenden Spieltisch ein getreues Abbild des reichen Klangkörpers darstellt. Mit der Vorführung von einzelnen Stimmen und Registern, sowie abschließend der Toccata und Fuge in F-Dur von Dietrich Buxtehude und der Choralpartita „Lobe den Herrn“ von J. S. Bach klang der Abend aus.

In Nürtingen fand am 14. Januar im Hotel Bisinger eine gesellige Mitgliederzusammenkunft in Anwesenheit von Landrat Dr. Schaudt mit Kreisamtmann Weinbrenner statt, auf der man sich über die Wahl eines Kreisheimatpflegers, die Kornbeckausstellung und das Heimatbuch des Kreises Nürtingen aussprach.

Die vom Schwäbischen Heimatbund gemeinsam mit den Volkshochschulen des Landes durchgeführten Vorträge fanden starken Widerhall. Prof. Dr. Schwenkel eröffnete die Reihe der Vorträge am 30. und 31. Januar in Blaubeuren und Ulm. Drei weitere Vorträge von Professor Schwenkel in Ulm folgten im Februar. Sie alle waren Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege gewidmet. Für den erkrankten Prof. Dr. Paret sprang am 7. Februar in Winnenden Studienrat Lau von Kirchheim u. T. ein mit einem Vortrag über die Landnahme durch die Alemannen. Am 20. Februar begann die Göppinger Reihe mit Vorträgen von Dr. Herrmann, Ulm, Konservator Dr. Walzer vom Landesmuseum Stuttgart, Prof. Dr. Wentzel von der Technischen Hochschule Stuttgart und E. Nestle. Die Vorträge von E. Nestle über „Hohenstaufenburgen in Apulien“ wurden auch in Süßen, Eisingen und Ebersbach gut aufgenommen. In Salach und Faurndau sprach Anfang März Prof. Dr. Wentzel, am 9. März Dr. Dölker in Gerstetten. In Öhringen wird am 15. März Dr. h. c. Feucht über „Bäume und Wälder, 40 Jahre Lichtbildarbeit“ reden. Die Vortragsreihe in Winnenden wird am 16. März und am 4. und 13. April mit Vorträgen von Dr. H. Koepf und Prof. Wentzel sowie einer Lesung von Otto Heuschele fortgesetzt.

Voranzeige

Zum 50. Geburtstag des schwäbischen Dichters Otto Heuschele am 8. Mai 1950 erscheint im Verlag Karl Alber, Freiburg/München, ein Band Prosa und Lyrik aus 25 Jahren „Ausgewählte Werke“. Die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes erhalten dieses Werk zum Subskriptionspreis von DM 8.–, wenn die Bestellung bis spätestens 15. April bei der Geschäftsstelle eingeht.

Vorschau auf Fahrten und Führungen im Sommerhalbjahr 1950

Die genauen Abfahrtszeiten und sonstigen Daten, sowie die Teilnehmergebühren werden in der nächsten Nummer der Zeitschrift veröffentlicht. Voranmeldung erbeten. Änderungen vorbehalten. Alle Fahrten mit bequemen, gut ausgestatteten Omnibussen.

Samstag, den 6. und Sonntag, den 7. Mai: Besuch der Kreistagung des Bundes in Schwäb. Hall. Für Übernachtung mit Frühstück wird gesorgt.

Sonntag, den 4. Juni: Oberschwäbischer Barock mit Vorführung der Denkmalsorgeln durch Dr. W. Supper. Zwiefalten–Obermarchtal–Klosterbibliothek Schussenried–Wallfahrtskirche Steinhausen–Kloster Ochsenhausen–Rot an der Rot und Ottobeuren.

Samstag, den 24. und Sonntag, den 25. Juni: Donautal und Bodensee. Fahrt über Tübingen, Hechingen, Balingen, Lochengründle, Beeratal nach Beuron (Übernachten) mit Abstecher nach den Naturschutzgebieten Irrendorfer Hardt und Stiegelesfels. Sonntag Weiterfahrt über Sigmaringen, Krauchenwies, Pfullendorf ins Naturschutzgebiet Pfrunger Ried. Anschließend Besuch des Schlosses Heiligenberg, der Wallfahrtskirche Birnau und Besichtigung von Meersburg. Heimfahrt über Friedrichshafen.

Sonntag, den 2. Juli: Besuch der Kreistagung Neresheim zum 700jährigen Jubiläum der Stadt. Fahrt über Heidenheim (Schloß Hellenstein). Führung durch Kloster und Klosterkirche des B. Neumann und mehrere Dorfkirchen der Umgegend durch Barockrestaurator Dipl.-Ing. O. Scheidgen.

Sonntag, den 23. Juli: Die schöne Dorfkirche. Unterriexingen–Bietigheim–Marbach a. N.–Oberstenfeld–Bottwartal mit Beilstein–Bittenfeld.

Sonntag, den 6. August: Schwarzwaldfahrt. Freudenstadt–Ruhestein–Kniebis–Hornisgrinde–Schliffkopf.

Samstag, den 9. September: Fahrt nach Lienzingen über Weilderstadt und Tiefenbronn mit dem berühmten Altar des Lukas Moser. Besichtigung des Schlachtfeldes von Döffingen.

Samstag, den 21. Oktober: Herbst in Schnait. Mit Auf-
führung eines Silcher-Singspiels.

Begleichung der Mitgliedsbeiträge

Der Schwäbische Heimatbund sieht dieses Jahr davon ab, Rechnungen mit Aufforderung zur Zahlung des Jahresbeitrags auszustellen. Die Geschäftsstelle bittet, den Betrag auf das Girokonto Nr. 164 30 bei der Städt. Girokasse Stuttgart oder auf das Postscheckkonto Nr. 3027 beim Postscheckamt Stuttgart zu überweisen. Der Einzahlungsabschnitt gilt dem Finanzamt gegenüber als Beleg für Steuerermäßigungszwecke.

Kreistagungen und Ausstellungen im April und Mai

Samstag, den 1. April: Kreistagung in Schw. Gmünd. 15 Uhr: Eröffnungssitzung im Saal des Lehrerseminars mit verschiedenen Ansprachen. Anschließend Bericht und Führung von Stadtoberbaurat Dr. Schneider.

20 Uhr: Lichtbildervortrag des Rektors der Techn. Hochschule Stuttgart, Prof. Dr. Otto Schmitt, im Saal des Lehrerseminars: „Peter Parler“.

Mittwoch, den 5. April: Kreistagung in Crailsheim. Vortrag von Stadtplaner Heck und Ausstellung über den Wiederaufbau der Stadt. Vortrag Prof. Dr. Schwenkel: „Die Sorge um unsere Heimat“, mit Lichtbildern. Ort und Zeiten durch Tagespresse.

Samstag, den 15. und Sonntag, den 16. April: Kreistagung in Ulm.

Samstag, den 15. April, 19.30 Uhr: Eröffnungssitzung mit Vortrag im Schuhhaussaal.

Sonntag, den 16. April, 11 Uhr, im Schuhhaussaal, Morgenfeier: Dr. W. Supper, „Barockregeln in Ton und Bild“. – 14.30 Uhr: Führung durch das Museum von Dr. A. Herrmann. – 19.30 Uhr: Prof. Dr. Schwenkel: „Die Sorge um unsere Heimat“, Lichtbildervortrag im Schuhhaussaal.

Samstag, den 22. April: Kreistagung in Calw. 15 Uhr: Eröffnungssitzung im Sitzungssaal des Rathauses. Anschließend Führung durch die Baustelle der Nagoldkorrektur von Oberbaurat Lütze. 19.30 Uhr im Georgenäum: Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Fr. Metz, Freiburg i. Br.: „Die Kulturlandschaft des Nordschwarzwald“.

Samstag, den 29. April, 15 Uhr im Festsaal der Lehrerbildungsanstalt Nürtingen: Eröffnung der Kornbeck-Ausstellung Nürtingen zum 30. Todestag des Heimatmalers Julius Kornbeck.

Sonntag, den 30. April, 11 Uhr: Eröffnung der Kornbeck-Ausstellung Winnenden im Rathaussaal mit anschließender Führung durch die Ausstellung im Maria-Hutzel-Heim.

Samstag, den 6. und Sonntag, den 7. Mai: Kreistagung in Schwäb. Hall (mit Besuch von Stuttgart aus).

Samstag, den 6. Mai, 15 Uhr: Eröffnungssitzung im Saal des Solbads. Anschließend Führung durch die Stadt von Dr. E. Krüger. 20 Uhr: Lichtbildervortrag von Dr. H. Koepf: „Württembergisch-fränkische Baukunst des Mittelalters“. Anschließend geselliges Zusammensein.

Sonntag, den 7. Mai, 11 Uhr: Führung durch das Keckenburgmuseum von Dr. E. Kost. 14 Uhr: Landschaftsführung von Prof. Dr. H. Schwenkel mit Dr. E. Kost. Anschließend Führung durch die Komburg von Dr. E. Krüger.

ALFRED DEHLINGER

Württembergs Staatswesen

in seiner geschichtlichen Entwicklung bis
heute

Das rund 900 Seiten umfassende Werk erscheint in Lieferungen mit je 96 Seiten zum Subskriptionspreis von DM 4.80. Die ersten Lieferungen sind erschienen, weitere Lieferungen folgen im Abstand von zwei bis drei Monaten. Nach Erscheinen der ersten Hälfte des Werkes und mit der Schlußlieferung werden zwei Einbanddecken in Halbleinen zum Preis von je etwa DM 3.- geliefert.

Alfred Dehlinger legt in diesem Werk die Ergebnisse langjähriger Quellenstudien vor. Er gibt eine Gesamtschau über die geschichtlichen, politischen, staatsrechtlichen, kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und finanziellen Verhältnisse Württembergs, wie sie sich im Rahmen der deutschen Geschichte seit über 800 Jahren entwickelt haben.

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

Schwäbische Volkskunde

Vorlesungsreihe von Univ.-Dozent Dr. Hugo Moser.
Mittwoch 20 bis 21 Uhr. Ort: Technische Hochschule
Stuttgart, Keplerstraße 10, Hörsaal 54. (Mit Licht-
bildern.) Hörergebühr für das Semester 3.- DM

Die Vorlesungsreihe will einen Überblick über das weite Gebiet der schwäbischen Volkskunde geben. Sie wird sich auf die verschiedenen Äußerungen schwäbischen Volkstums wie Volksglaube, Sitte und Bräuche, Mundart und Namen, Volksdichtung (Sage und Märchen, Schwänke und Reime), Volkslied, Tracht, Hausbau und Siedlungsweise erstrecken. Sie sollen, soweit es unsere heutigen Erkenntnisse erlauben, unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden: nach ihrer Verbreitung und ihren Grenzen, nach Herkunft und Alter, nach den Gründen für ihre Entstehung, nach dem Anteil der verschiedenen sozialen Gruppen (Stände und Berufe, Stadt und Land, konfessionelle Gruppen, Altersschichten usw.). Zugleich soll versucht werden, diese Erscheinungen in den größeren Zusammenhang der deutschen Volkskunde zu stellen. Die reiche Ausprägung, in der sich die Volks- oder Grundkultur im schwäbischen Land darstellt, führt von selbst auch zu grundsätzlichen Fragen der volkskundlichen Betrachtung. Sie stellen sich heute um so mehr, als wir inmitten einschneidender Veränderungen der Volkskultur stehen. Sie sind gekennzeichnet einerseits durch die zunehmende Einebnung auf Grund des gesteigerten Verkehrs und der allgemeinen Verbreitung der modernen Nachrichtenmittel (Zeitung, Rundfunk), andererseits durch die Vermischung der stammlichen Volksgüter infolge der großen Bevölkerungsbewegungen seit dem zweiten Weltkrieg (Einströmen der Flüchtlinge).

Soeben erschien die 7. Auflage

von

I. G. Beßler

Illustriertes Lehrbuch der Bienenzucht

Neu bearbeitet von Oberlehrer a. D. Fr. Fischer

328 Seiten mit 102 Abbildungen

Leinen DM 9.60

Auf keinem Gebiet der Tierzucht sind theoretische Kenntnisse so nötig wie bei der Bienenzucht. Der in Imkerkreisen bekannte Verfasser bringt in der neubearbeiteten 7. Auflage des Beßlerschen Illustrierten Lehrbuches der Bienenzucht in sieben Abteilungen alles über dieses weitverzweigte Gebiet Wissenswerte:

- I. Geschichte der Bienenzucht
- II. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bienenzucht
- III. Naturgeschichte der Bienen
- IV. Die Tracht
- V. Bienenwohnungen und Gerätschaften
- VI. Praktischer Betrieb der Bienenzucht
- VII. Das Bienenrecht

Naturgemäß sind die Abschnitte III-VI sowie das Schlußkapitel (Lehrgang eines Einführungskurses) besonders wichtig für den Imker! Alle Fragen werden eingehend für den Praktiker behandelt: Bienenkrankheiten, Trachtverbesserung, Wanderung mit Bienen, Schwarmbetrieb, künstliche Vermehrung, Königinnenzucht. Ausgezeichnete Abbildungen verdeutlichen den Text.

Der Stoff wird in allgemeinverständlicher Sprache behandelt, was das Buch besonders für den Anfänger und einfachen Imker wertvoll macht.

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Eine sichere und gut verzinsliche Geldanlage bieten die

Pfandbriefe

der

Württembergischen Hypothekenbank in Stuttgart

Bankgebäude Büchsenstraße 28
Telefon 9 11 58

Bei Festschreibung auf 3 Jahre sind die Aufwendungen für den Pfandbriefkauf im Rahmen des § 10 des Eink.-St.-Ges. als Sonderausgaben abzugsfähig. Zeichnungen sind bei allen Banken und Sparkassen, den Darlehenskassenvereinen und am Schalter der Bank in Stuttgart möglich. Anlagekonten (Festkonten) können für den Erwerb verwendet werden.



*Überall,
wo man singt und lacht*

erweckt das neue „Schwäbische Lieder- und Heimatbuch“ helle Freude! — Dieses Werk erschien anlässlich des 125jährigen Bestehens des Stuttgarter Liederkranzes! Es bietet durch seine prächtige Gestaltung geradezu ein kultur-historisches Dokument zur Geschichte des deutschen Gesanges und Chorwesens. — Das 220 Seiten umfassende, kunstvoll ausgestattete Werk bringt in zahlreichen Dokumenten und Reproduktionen die Werke unserer großen Dichter, Denker und Komponisten, u. a. *Silchers*:

**Muß i denn zum Städtele naus
Nun leb wohl, du kleine Gasse
Ach, du klarblauer Himmel**

**Am Brunnen vor dem Tore
Morgen muß ich fort von hier
Jetzt gang i aus Brünnele u. v. a. m.**

also, die innigsten Volkslieder, welche heute alle Herzen daheim und draußen in der weiten Welt rühren. Künstlerische Federzeichnungen, ganzseitige, hervorragende Heimatbilder aus dem schwäbischen Raum zwingen zu ehrwürdigem Nachdenken. So entströmt diesem Werk eine lebendige Kraft im Sinne Schillers: des Edlen, Reinen und Schönen und öffnet den Weg für ferne Generationen.

**Jedes Buch stellt „Einen Baustein zum Wiederaufbau der Stuttgarter Lieder-
halle“ dar. Preis, Halbl. geb. mit Schutzumschlag DM 15.—**

Ein hervorragendes Geschenk für alle schwäbischen Familienkreise. Senden Sie dieses Werk auch an Ihre Söhne, Töchter und Anverwandte ins Ausland und Sie werden größten Dank ernten. Ein künstlerisches Widmungsblatt (mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift) wird kostenlos beigelegt.

Auslieferung durch: **Buchversand Geuter, Stuttgart O.**, Urbanstraße 35 · Fernruf 9 19 38




Württembergische
 FEUERVERSICHERUNG AG. IN STUTTGART
 SEIT 1828

**Versicherungen
jeder Art! ***

** Fachmännische Beratung durch unsere örtlichen Vertretungen*

EVA

NEUE Modelle IN
ALTER QUALITÄT

Eugen Schreier
Stuttgart

**Wir sind wieder allein in unserem Hause
Calwer Straße 36**



Führendes Haus für
 Gesundheits- und wärmetechnische Anlagen
 Elektrische Licht- und Kraftanlagen
 Spezialhaus für elektrische Beleuchtung,
 elektrische Geräte aller Art,
 Gas- und Elektroherde Junker & Ruh



Gas & Wasser Stuttgart
Bohm, Horle, Schuster & Co. K.G.
 Calwer-Straße 36

SCHWABENLAND

war und wird künftig wieder das ertolgsichere
Werbemittel für alle Geschäftsankündigun-
gen der württ. Wirtschaft sein. Preisange-
bote durch die alleinige Anzeigenverwaltung

Verlag Eugen Wahl

Stuttgart O, Urbanstr. 35, Telefon 9 19 38

Modelia

STOFFHAUS GMBH

bietet Ihnen Reinwolle- und Seidenstoffe besonderer Güte
in sämtlichen Farben der neuen Frühlingsmode

STUTTGART

im Gebäude Hotel Marquardt neben Metropolpalast

Soeben erschien:

Kleiner Wegweiser für Stuttgart

Zusammengestellt vom Polizeipräsidium Stuttgart / März 1950

Dieses 276 Textseiten starke Taschenbuch gibt Auskunft über alles, was der Stuttgarter und der Fremde, der nach Stuttgart kommt, wissen muß. Ob man nachsehen will, in welchem Stadtteil eine Straße liegt, oder zu welchem Polizeirevier sie gehört, oder wie sie 1945 umbenannt wurde, oder ob man Auskunft darüber wünscht mit welcher Straßenbahnlinie man sein Ziel auf kürzestem Weg erreicht, ob man die Anschrift einer Behörde sucht, oder ob man sich über Theater, Kinos, Badeanstalten, Sehenswürdigkeiten usw. orientieren will, ob man nach einem Hotel oder einem Arzt, nach einem Verkehrsbüro oder einer Sparkasse sucht:

Der „Kleine Wegweiser für Stuttgart“ gibt Auskunft!

Preis DM 3.30

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

FROHE STUNDEN DURCH „polyfoto“



„Mutti, so herrschst du ausg'sch, wie du koi gwa bish“

polyfoto
SALAMANDERBAU
KONIGSTR. 19A

24 verschiedene Aufnahmen DM. 3.-

Kullenbürsten

ein Begriff für

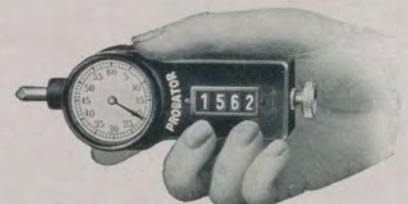
Technische Bürsten jeder Art

KULLEN & CO.

Württ. Bürstenfabrik, Reutlingen

Zähler

für alle
Verwendungs-
zwecke



Handtoure nzähler mit und ohne Stoppuhr, Stichtrehzähler, Stückzähler (Hub- und Umdrehungszähler) zur Feststellung der Produktion für Maschinen u. Apparate usw., Meterzähler, einstellbare Zähler mit Signalgabe, elektr. oder mechanischer Abschaltung, Impuls-Fernzähler für elektrische Zählung, Zähler mit Abdruck, Spezialzähler



Irion & Vosseler / Zählerfabrik
(14b) Schwenningen am Neckar 45

VERKEHRSVEREIN STUTTGART E. V.

Hindenburgbau · Bahnhofplatz 1 · Fernsprecher 91256/91257



Hotelnachweis

Auskunft

TOTO-Annahme

Vorverkauf für Theater und Sport

Organisation und

Unterbringung von Tagungen

Dienststunden: werktags von 8.30 bis 23.30 Uhr, sonntags von 10.00 bis 23.30 Uhr

Billige Bücher – Bewährte Volksausgaben

Von DM 2.85 bis DM 3.85

- Der Sternsteinhof von Ludwig Anzengruber. Roman.
HL DM 2.85
- Friedemann Bach von A. E. Brachvogel. Roman.
HL DM 3.80
- Der Graf von Monte Christo von Alexander Dumas.
Roman. L DM 2.85
- Der Schatz im Morgenbrotstal von Paul Ernst. Ro-
man. L DM 3.85
- Jürg Jenatsch von Conrad Ferdinand Meyer. Eine
Bündnergeschichte. L DM 3.85
- Ekkehard von Viktor von Scheffel. Geschichte aus
dem 10. Jahrhundert. HL DM 2.85
- Keiner bleibt allein von Wallace Stegner
HL DM 3.85
- Am grauen Meer von Theodor Storm. Novellen.
L DM 3.85
- Ein Blatt aus sommerlichen Tagen von Theodor
Storm. Novellen. L DM 3.85
- Späte Rosen von Theodor Storm. Novellen.
L DM 3.85

Von DM 4.80 bis DM 7.80

- Bilder und Gestalten, Buch der Balladen. Ein Haus-
buch. L DM 5.85
- Das Abschiedskonzert von Alfons von Czibulka. Hei-
terer Roman. L DM 4.85
- Atlantis von Hans Dominik. Zukunftsroman.
HL DM 6.80
- Dem Glücke nach durch Südamerika von Kurt Faber.
Erlebnisse. HL DM 6.80
- Die Glasharmonika von Horst Wolfram Geißler.
Roman. HL DM 4.80
- Der verhexte Spitzweg von Oskar Gluth. Ein heiterer
Roman. HL DM 7.50
- Es leiselet im Holderbusch von August Lämmle. Ge-
schichten, Idyllen, Tagebuchblätter. HL DM 6.20
- Schwäbisches und Allzuschwäbisches von August
Lämmle. Geschichten L DM 6.—
- Der Heiland vom Binsenhof von Gustav Schröer.
Roman. L DM 5.85
- Frau Sixta von Ernst Zahn. Roman. . L DM 5.85

BUCHHANDLUNG UND LEIHBÜCHEREI **H. Rukwied**

Stuttgart S. Urbanstraße 14a

Dienst am Buch



AUTOHAUS



STUTTGART

Talstraße 40

Telefon 41040

Lassen Sie sich die

OPEL Modelle 1950

unverbindlich vorführen



Hervorragend ausgestattete

KLASSIKER-AUSGABEN

die das Bleibende und Beste aus den Werken der einzelnen Dichter vereinen:

SHAKESPEARE

*3 gelbe Ganzleinenbände mit 1760 Seiten
Mit Schutzumschlag DM 29.-*

SCHILLER

*6 Bände mit 1267 Seiten
Auf Dünndruckpapier gedruckt und in 3 rote Ganzleinenbände gebunden
Mit Schutzumschlag DM 36.-*

C. F. MEYER

*3 blaue Ganzleinenbände mit 2523 Seiten
Mit Schutzumschlag DM 25.-*

HOLDERLIN

*2 Bände mit 849 Seiten
Auf Dünndruckpapier gedruckt und in einen weinroten Dünndruckband gebunden
Mit Schutzumschlag DM 13.60*

UHLAND

*Grüner Leinenband mit 432 Seiten
Mit Schutzumschlag DM 9.-*

GRABBE

2 rote Leinenbände mit 768 Seiten DM 14.-

Bitte verlangen Sie in Ihrer Buchhandlung unseren Klassiker-Prospekt

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



Bad Mergentheim

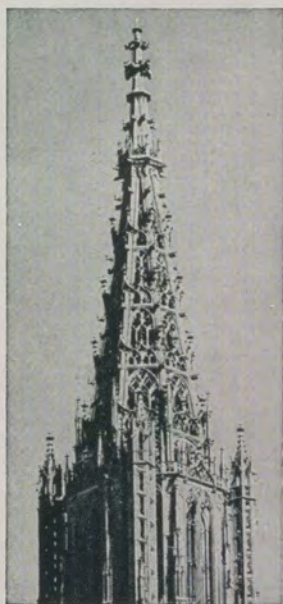
Galle Leber Magen Darm Zucker Fettsucht chron. Verstopfung



3 u Hauskuren:

Mergentheimer Karlsquelle und Mergentheimer natürliches Quellsalz

Erhältlich in Mineralwassergroßhandlungen, Apotheken, Drogerien und durch die Kurverwaltung Bad Mergentheim Abt. 100



A. RAICHLE

Das Ulmer Münster

24 Seiten Text
von Ad. Herrmann, Ulm
und 88 Seiten Tafeln
Ganzleinenband mit zwei-
farbigem Umschlag
DM 18.—

Der Textteil aus der Feder eines ausgezeichneten Münsterkenners vermittelt in gedrängter Kürze die Kenntnis der Baugeschichte, der Baumeister, der Plastiken der Portale und des äußeren Chores u. schließlich des Münsterinneren.

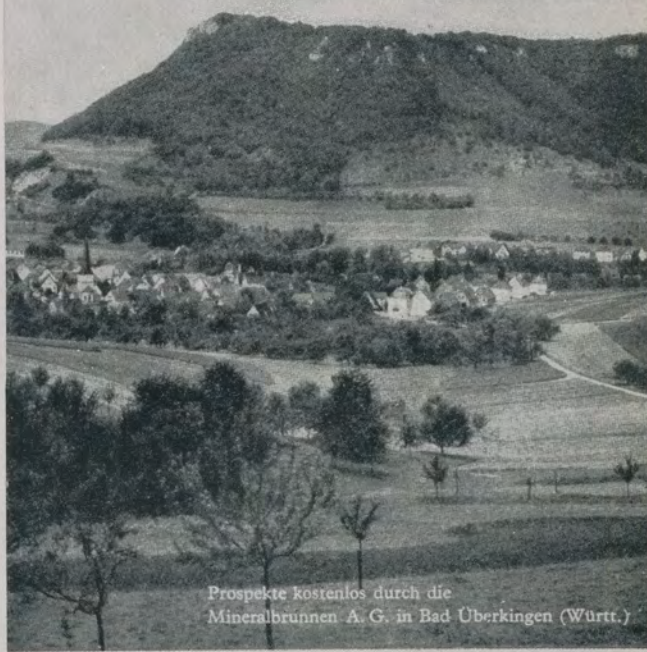
Auch die Kunsthistoriker werden sich dabei mit neuen Erkenntnissen auseinanderzusetzen haben.

Der Bildteil mit seinen großenteils ganzseitigen Reproduktionen bietet ein begeisterndes Anschauungsmaterial, das, abgesehen von der Qualität der Einzelaufnahmen, besonders deswegen höchst reizvoll ist, weil er eine beträchtliche Anzahl von bisher nicht veröffentlichten Aufnahmen enthält.

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

BAD ÜBERKINGEN

Der erfolgreiche Kurort für Nierenkranke durch Trinkkuranwendung mit der Überkinger Adelheid-Quelle. Auch bei Zuckerkrankheit gut bewährt.



Prospekte kostenlos durch die Mineralbrunnen A. G. in Bad Überkingen (Württ.)

Hauptverwaltung der Mineralquellen in Bad Überkingen, in Bad Teinach, Bad Ditzgenbacher Jura-Sprudel, Bad Imnauer Apollo-Sprudel und Remstal-Sprudel in Beinstein.

HARTMANN-VERBANDSTOFFE

weltbekannt durch ihre Zuverlässigkeit!

Einige Sondererzeugnisse: KOSMOPLAST der gebrauchsfertige Pflasterwundverband für Schule, Betrieb und Familie

HARTMANNPLAST reizloses Kautschuk-Heftpflaster

SAMU-SAMTWEICH die wunderbar weiche Binde

LILIPUT gepreßt, die Binde für Beruf, Reise und Sport

HARTMANN

hilft heilen



PAUL HARTMANN AG. - HEIDENHEIM/BRENNZ



Bürk

Wächter-Kontrolluhren
Arbeitszeit-Registrierapparate
Elektrische Uhren-Anlagen
seit dem Jahre 1855

WURTT. UHRENFABRIK BURK SOHNE / SCHWENNINGEN a. N.



Teppiche

Vorlagen-Bettumrandungen-Läufer-
Stoffe aus Velour und Haargarn

STEEGMÜLLER

STUTTGART, KÖNIGSTR. 16 • TELEFON 95124/25
Fachgeschäft für Orient- u. Deutsche Teppiche
Gardinen-Möbelstoffe und Tapeten.



Zwei neue Werke schwäbischer Autoren

HERMANN STRENGER

In die Welt gestreut

Roman

648 Seiten - Leinen DM 16.50

Mit seinem neuen großen Roman hat der Stuttgarter Autor das Epos der Gönninger Samenhändler geschrieben. Schwabenland und weite Welt sind die Pole, um die der bunte Wirbel ihrer Schicksale kreist, zusammengefaßt in der lebenswahren Gestalt einer Frau.

MARTIN LANG

Schatzaweisheit

Gedichte

in der Mundart der Rauhen Alb

66 Seiten - Gebunden DM 3.20

Dieses kleine, urschwäbische Buch von Martin Lang ist längst zu einem Hausbuch im Schwabenland geworden, und die drei Prosastücke: Der Büschalesma, d' Fuierwehr vo' Plattahardt, das Dunell em Azaberg gehören in aller Welt zu den vielbelachten klassischen Schwabenstreichern.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

ERNST MÜLLER

Kleine Geschichte Württembergs

176 Seiten. 22 Tafeln

Ganzleinenband mit Schutzumschlag DM 7.-

Seit langem ist keine umfassende Darstellung der Geschichte Württembergs mehr erschienen. Das vorliegende Büchlein wird deshalb von allen Freunden schwäbischer Landesgeschichte lebhaft begrüßt werden.

Von der Vorgeschichte über die alemannische Landnahme und das Herzogtum Schwaben führt uns Müller in die Zeit der Entstehung Altwürttembergs zur Zeit der Grafen und weiter über Bauernkrieg und Reformation und Absolutismus des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Nicht nur politische Tatsachen werden berichtet, besonderer Wert wird auf die geistesgeschichtliche Durchdringung des Stoffes gelegt. Das Ganze ist in seiner gediegenen Ausstattung ein schönes Geschenkbüchlein, nicht zuletzt auch für die heranwachsende Jugend.

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

In Berlin schwäbische Gastlichkeit bei



Stottler
Schwabewirt
Hofstr. 30
Berlin W 10 Tel. 24 38 93

Berlin kulturelle Gaststätte



Silvapiu

Fichtennadel-Badezusätze Schwarzwaldmark

- Aus würzigen Fichtennadeln gewonnen
- in Freudenstadt im Schwarzwald hergestellt
- als reine Naturprodukte überall beliebt
- für erfrischende, stärkende Bäder bestimmt.

Pino A.G.
Freudenstadt
im Schwarzwald

861752



J. C. Kessler

war der Pionier der deutschen Sektindustrie. Er stellte 1825 den ersten deutschen Sekt - Kessler-Sekt - her. Sein Zellhauer Karl Weiß begründete die älteste Familie von Sektfachleuten in Deutschland. Die heutigen Inhaber des berühmten Hauses „Kessler“ in vierter Generation. Gute Qualität und reichste Erfahrung im Einkauf und in der Zusammenstellung der besten Weine begründen den Welt Ruf unserer Marke.



KESSLER • SEKT

G. C. KESSLER & Co. • Esslingen a. N.
Älteste Sektellerei Deutschlands

Die schwäbische Qualitätsmarke



WEGA-RADIO

SEIT 1924

Fox

In Preis und Leistung unerreicht.

Wechselstrom - Vollsuper

6 Kreise, 3 Wellenbereiche

Für den Kopenhagener Wellenplan

DM 225.—



Württembergische Radio-Gesellschaft m. b. H., Stuttgart

Die neue

Baur-Karosserie

Elegante Formschönheit
Unerreichte Haltbarkeit



Die neue Baur-Karosserie verleiht auch Ihrem alten, treuen DKW-Wagen ein repräsentatives Aussehen. Wir liefern in Stahlausführung zu neuen, reduzierten Preisen: 2- u. 4-sitzige Cabriolets u. Limousinen

KARL BAUR

Karosseriefabrik
Reparaturwerk

STUTTGART O
Poststraße 40-50 • Ruf 41943

